

Politische Institutionalisierung von Männlichkeit

TEIL II

Inhalt Teil II

II. EXEMPLARISCHE „EMPIRIEFELDER“:	3
KONSTRUIERTE MÄNNLICHKEITEN UND IHR EINSCHLUSS IN POLITISCHE METAPHERN UND POLITISCHE INSTITUTIONEN	3
1. VORBEMERKUNGEN.....	3
2. MÄNNLICHE METAPHERN IN POLITISCHER THEORIE UND POLITISCHER PRAXIS: BILDER ALS HILFSMITTEL HEGEMONIALER MÄNNLICHKEIT.....	5
2.1. DIE IDEE DER BRÜDERLICHKEIT ALS VERBILDUNG DEMOKRATISCHER ZIELWERTE	6
2.2. DER MÄNNLICHE HABITUS DER POLITIK: ANLEIHEN AUS DER MILITÄRISCHEN UND SPORTLICHEN SPHÄRE.....	7
2.3. EINE ANALYSE DER POLITISCHEN BILDER KÄME EINER ANALYSE VERDRÄNGTER, UNSICHTBAR GEHALTENER WIRKLICHKEITEN GLEICH.....	11
2.3.1. BEISPIEL: USA DER NACH-VIETNAMKRIEGS-ÄRA	11
2.3.2. CAROL COHNS KRITIK „TECHNOSTRATEGISCHER“ DISKURSE.....	12
2.4. DIE EINKAPSELUNG VON MÄNNLICHKEIT IN POLITISCHE LEADERSHIP-IDEALE.....	14
3. POLITISCH INSTITUTIONALISIERTE MÄNNLICHKEIT: DER GENUINE GEGENSTANDS-BEREICH DER POLITIKWISSENSCHAFT.....	17
3.1. INSTITUTIONENTHETISCHER EXKURS	17
3.2. THEMENFELD: REGULÄRE UND IRREGULÄRE KRIEGER, KRIEGER DES „POLITISCHEN“	21
3.2.1. DER KÖRPER MILITÄR: EINE POLITISCHE SYNTHESE AUS MÄNNERKÖRPERN.....	22
3.2.1.1. MILITARISIERUNG DER MÄNNLICHKEIT.....	26
3.2.1.2. ENTHEROISIERUNG KRIEGERISCHER MÄNNLICHKEIT.....	27
3.2.1.3. POLITISCHE KONVERSION NORMALER MÄNNLICHKEIT IN BRUTALISIERTES SOLDATISCHES VERHALTEN.....	28
3.2.2. PARTISANEN: EIN POLITOLOGISCHER ABGESANG AUF DIE LETZTEN HEROEN DER POLITIK.....	30
3.2.3. „POLITIK ALS MÄNNERBERUF“, POLITIK ALS MÄNNERBUND.....	34
3.2.3.1. DIE MACHT DER BILDER: MAX WEBER ALS SEXISTISCHER THEORETIKER DER BERUFSPOLITIK.....	34
3.2.3.2. DIE EBENE DER INSTITUTIONEN: POLITIK ALS MÄNNERBUND.....	37
3.2.3.2.1. <i>Zur historischen Einbettung kollektiver männerbündischer Sehnsucht.....</i>	<i>40</i>
3.2.3.2.2. <i>Zum Phänomen des Staates.....</i>	<i>42</i>
3.2.3.2.3. <i>Exkurs: Die politische Theorie des Männerbundes im historischen Entstehungskontext.....</i>	<i>43</i>
3.2.3.2.3. <i>Die Grundstrukturen des Männerbündphänomens.....</i>	<i>46</i>
4. VOR-, PARA- UND ANTI-STAATLICHE FORMATIONEN VON MÄNNLICHKEIT:	57
MEDITERRANER EHR-KODEX DER MÄNNLICHKEIT, MÄNNLICHKEITSWAHN DES „MACHISMO“ UND GEHEIME VEREINIGUNG DER „MÄNNER DER EHRE“ (COSA NOSTRA/MAFIA).....	57
4. 1. DER MEDITERRANE MÄNNLICHE EHRKOMPLEX.....	59
4. 2. DER LATEINAMERIKANISCHE MACHISMO.....	62
4. 3. DIE SIZILIANISCHE MAFIA.....	73
5. DAS MANAGEMENT: EIN GESCHLOSSENER MÄNNLICHER MIKROKOSMOS	78
5.1. VORBEMERKUNGEN.....	78
5. 2. ASPEKTE DER HISTORISCHEN GENESE VON GROSSUNTERNEHMEN UND MANAGEMENT.....	82
5. 3. PROTOTYP MILITÄR: DAS FÜHRUNGSSYSTEM VON EISENBAHNGESELLSCHAFTEN UND KONZERNEN.....	84
5. 4. DIE NEUEN MÄNNER DER WIRTSCHAFT.....	86
5. 5. DIE „HEROEN „DER WIRTSCHAFT.....	87
5. 6. DIE NEUEN „ABENTEURER“ UND „BANDITEN“ DER MASSENPRODUKTION.....	88
5. 7. NEUERE TENDENZEN EINGEKAPSELTER MÄNNLICHKEIT.....	90
5. 8. MÄNNLICHKEITEN UND MANAGEMENT.....	91
5. 9. MÄNNERBUND MANAGEMENT.....	93
6. STREIFZÜGE DURCH FREIZEIT- UND JUGENDKULTUR:	97
UNTERBAU FÜR DEN KOLLEKTIVEN PRÄGUNGSPROZESS MASKULINER IDENTITÄT.....	97

II. EXEMPLARISCHE „EMPIRIEFELDER“:

Konstruierte Männlichkeiten und ihr Einfluß in politische Metaphern und politische Institutionen

1. Vorbemerkungen

Politikwissenschaftliche Einführungssozialisation vermittelt, wie man zurecht annehmen kann, Grunddogmen. So lernen wir aus den mittlerweile recht zahlreichen Einführungs- und Lehrbüchern, daß Informationen und Daten im politikwissenschaftlichen Untersuchungsfeld quantitativer, aber auch qualitativer Art sein können¹. Damit wird aber freilich eine wichtige *Vor-Begebenheit* allen politikwissenschaftlichen Arbeitens verdeckt, denn die Wahrheit ist: Nicht alle Absichten und Informationen werden auch ausdrücklich verbalisiert oder gar veröffentlicht. Es existieren paradoxerweise auch *unsichtbare* Daten. In unserem Diskussionszusammenhang sind wegen Nicht-Theoretisierung und Nicht-Konzeptualisierung von Männlichkeit gerade implizite und verschlüsselte Annahmen, Wertvorstellungen und Metaphern besonders aufschlußreich und wertvoll. Gleichzeitig sind sie es aber auch, die in ihrer Bedeutung arg heruntergespielt und als Analyseressourcen mißachtet werden. So wie es überhaupt in der Politikwissenschaft den Anschein hat, als ob gerade Männer die Relevanz von Männlichkeit tabuisieren wollten.

Fächern wir das Spektrum möglicher Bezugspunkte politikwissenschaftlicher Kritik auf und konzentrieren uns dabei auf unumgänglichen Kritikfelder, so ist auf der Hand liegend, daß *Institutionenkritik* und *Ideologiekritik* zentrale Stränge politikwissenschaftlichen Arbeitens abgeben. An beiden kristallisiert sich aber in augenscheinlicher Weise, was wir als die *Essenz* des Unbewußten und Geheimen der Politikwissenschaft betrachten sollten. Diese Vorlesung folgt daher beiden Schienen:

1. Geht es um Erörterung inhaltlicher und theoretischer Probleme geschlechtskritischer Durchleuchtung politischer Institutionen. In der Politikwissenschaft peilt man über vermeintlich *geschlechtsneutrale* Politikanalysen² grundsätzlich *Entgeschlechtlichung* von Politik, also Unsichtbarmachung von Politik als *Männerpolitik* an.

¹Vgl. Patzelt, Werner J., Einführung in die Politikwissenschaft. Grundriß des Faches und studiumbegleitende Orientierung, Passau 1992; Mohr, Arno (Hrsg.), Grundzüge der Politikwissenschaft, München 1995; Alemann, Ulrich von, Politikwissenschaftliche Methoden. Grundriß für Studium und Forschung, Opladen 1995.

²Vgl. Krippendorff, Ekkehart, Militärkritik, Frankfurt/M. 1993: 52f..

An real behindern den Verhältnissen für Frauen sowie an diskriminierendem Verhalten gegenüber Frauen hat sich im letzten Jahrhundert in der politischen Praxis erwiesenermaßen wenig verändert³. Der in der politischen Realität bestenfalls nur *formellen* Gleichbehandlung⁴ hat die politikwissenschaftliche Analyse ein analytisches *Pendant* entgegengesetzt: Die akribische Einhaltung der Maximen scheinbar *geschlechtsneutraler* und damit vorgeblich *geschlechtsfairer* Erhebung und Darstellung. Die Politikwissenschaft verfügt über eine *geheime Methodologie* des Unsichtbarhaltens einseitig geschlechtsbegünstigender Verhältnisse. Das gar nicht so unangenehme Nebenprodukt dieser Pseudo-Galanterie politikwissenschaftlichen Forschens: Damit wird nicht, wie vorgegeben, der Weiblichkeit Reverenz erwiesen, sondern, was ja viel wichtiger ist, *ganz normale* männliche Dominanz und Hegemonie in politischen und bürokratischen Institutionen wird dem Blick faktisch entzogen.

Das *Unsichtbare*, nämlich Frauen und ihre Geschichte, sichtbar zu machen, galt bzw. gilt immer noch als eine der vorrangigen Absichten feministischer Forschung. Im Falle politischer und bürokratischer Institutionen ist dieses erkenntnispolitische Programm jedoch nur schwer umsetzbar. Der formelle und informelle Frauenausschluß war so umfassend und nachhaltig, daß die institutionelle Welt der Berufspolitik immer noch als männliche Lebenswelt fortbesteht und somit *das Weibliche* gar nicht sichtbar zu machen ist. Daher habe ich dafür plädiert, daß feministische Forschung methodisch *invers* vorgeht: Wenn es das *Unsichtbare* in der Politik freizulegen gilt, so ist dieses Verborgene gerade *nicht* das Weibliche, denn der weibliche Lebenszusammenhang hat in der politisch-öffentlichen Sphäre kaum noch gestaltend eingreifen können. Wenn etwas aufgedeckt werden muß, dann ist es *das Männliche*, das sich zunächst einmal ganz ungeniert *offen* und später dann unter dem Falschtitel von *Neutralität* bis ins Innerste politischer und bürokratischer Institutionen hinein festgekrallt hat. Daher bedarf es feministischer *Institutionenarchäologie*, die formaldemokratisch camouflierte Lagen männerbündischer Strukturen und männerbündischen Verhaltens nach oben kehrt. Es geht vordringlich darum, die herrschenden

3Vgl. Schöler-Macher, Bärbel, Fremd(körper) in der Politik. Die Normalität des politischen Alltags in Parteien und Parlamenten aus der Sicht der Frauen, in: Zeitschrift für Frauenforschung, hrsg. v. Institut Frau und Gesellschaft, H. 1+2, 1991, S. 98-116; dies., Die Fremdheit der Politik. Erfahrungen von Frauen in Parteien und Parlamenten, Weinheim 1994; Hoecker, Beate, Frauen in der Politik. Eine soziologische Studie, Opladen 1987; dies., Politische Partizipation von Frauen, Opladen 1995; Frauenbericht, Bundesministerium für Frauenangelegenheiten/Bundeskanzleramt, Wien 1995; Rossmann, Eva, Unter Männern. Frauen im österreichischen Parlament, Wien/Bozen 1995.

4 Rechtliche und politische Strategien, die *anderes*, nämlich *kompensierende*, d.h. im wesentlichen *nachholende* Gleichstellung, beabsichtigten, scheiterten allesamt an männlicher Hegemonialstruktur: Von männerbündischen Mechanismen im institutionellen Alltag über die Entscheidungsallmacht männlich dominierter Höchstgerichte im nationalstaatlichen Zusammenhang bis hin zu männlich bestimmten supranationalen Instanzen im EU-Kontext spannt sich der Bogen institutionell gesicherter männlicher Abwehr.

Institutionen als *männliche* zu dechiffrieren⁵. Feministische und antipatriarchalische Mikroanalysen hätten also das dichte und undurchdringliche Netzwerk männlicher Mikropolitik zu enttarnen. Soweit zum ersten Aspekt politikwissenschaftlichen Tuns.

2. Im folgenden soll nun einiges zum zweitgenannten Punkt, der Kritik an der *impliziten* politikwissenschaftlichen Festlegung auf das Konzept der *Männlichkeit* angedacht werden: Nur selten bringen *direkt* formulierte Theoreme die einseitige Bindung der Politikwissenschaft an die hierarchische Geschlechterordnung zum Ausdruck⁶. Oftmals sind es vielmehr nur *Bilder*, die in politischer Praxis und theoretischer Reflexion diese tendenziöse Fixierung auf männliche Lebenswelten und männliche Sichtweisen *indirekt* vermitteln. Dabei kann und soll es selbstverständlich nicht nur um die durch die Politikwissenschaft *gebrauchten* Bilder gehen: Die Macht der Bilder hat in der indessen durchmedialisierten Welt so an Bedeutung zugelegt, daß nun auch (männliche) Politik immer mehr danach giert, *ins Bild zu kommen*: *Verbilderung* von Politik bezeichnet einen laufenden Trend herr/schender Politik. Und die schnellebigen Gesetze medialisierter Politik⁷ lassen diese denn auch viele Bilder *verbrauchen*. Weil die *Bildgerechtheit* von Politikern⁸ mittlerweile zwar als beinahe wichtigste politische Befähigung gilt, einer optimalen Visualisierung mancher Politikerfiguren jedoch recht enge Grenzen gesetzt sind, gilt es immer mehr Kredit aufzunehmen aus Sphären, die Männlichkeit vorteilhaft, also im Sinne der Ästhetik und Werte des herrschenden Männlichkeitsideals verbildlichen (wie etwa Sport oder TV-Shows). Langsam schlittert also Männerpolitik in eine *Schuldenkrise* der Männlichkeit.

2. Männliche Metaphern in politischer Theorie und politischer Praxis: Bilder als Hilfsmittel hegemonialer Männlichkeit

⁵Vgl. Kreisky 1992. Aus dieser Forschungsstrategie könnte aber auch eine Änderung im politischen Sprachverhalten folgen: Nicht von *Frauenanteilen*, sondern von den *Männeranteilen* wäre zu sprechen, nicht von den 3,7% oder 2% Frauen unter den C4-Professoren in Deutschland oder den ordentlichen Universitätsprofessoren in Österreich, sondern von den 96 oder 98% Männern, die für den Bau der wissenschaftlichen Elfenbeintürme nebst ihrer krisenbedingten Einsturzgefahr verantwortlich zeichnen; nicht von den etwa 25% Frauen unter den Abgeordneten des deutschen Bundestages oder österreichischen Nationalrates, sondern von den zirka 75% der "kleinen Helden des allgemeinen Wahlrechts", den männlichen Parlamentseliten (vgl. italienischer Parlamentarismuskritiker zur Zeit Gaetano Moscas, zit.n. Beyme 1993: 15). Männer stellen nämlich das wirkliche Problem dar. Es gilt daher eigentlich, die *Männerfrage* und gar nicht, wie es sich im öffentlichen Bewußtsein fälschlicherweise eingegraben hat, die *Frauenfrage* zu lösen.

⁶Vgl. Hearn/Collinson 1994: 99ff.

⁷Vgl. Sarcinelli, Ulrich, Mediatisierung und Wertewandel: Politik zwischen Entscheidungsprozeß und politischer Regiekunst, in: Frank E. Böckelmann (Hg.), Medienmacht und Politik, Berlin 1989, S. 165-174.

⁸Die Ab- und Aufrechnung der Bildgerechtheit erfolgt bei Frauen in der Regel noch viel rigider und strenger. Die Latte der Bildgerechtheit wird für Frauen zumeist höher aufgelegt als für Männer. Männliche Medienmacht unterstützt hierbei bildkräftig misogynen Urtaute bildkonkurrierender Männer.

Im allgemeinen dienen Metaphern dazu, Ideen und Vorstellungen *anschaulich* und anderen *verständlich* zu machen. Über bildhafte Zuspitzung von Gedanken werden selbstverständlich auch eigene Einsichten geschärft. Diese allgemeine Feststellung gilt ebenso für Denken in alltäglich-politischer Praxis wie für politisch-wissenschaftliche Beschäftigung. Auch die *suggestive* Kraft von Bildern kann es also sein, die politische Konzeptionen und Wertvorstellungen *vorstellbar* werden läßt. Die jeweils benutzte Metaphorik bietet darüber hinaus wertvolle Einsichten in politischem Handeln und politischem Denken zugrundeliegenden Logiken, Denkstrukturen und Wertsetzungen⁹.

In der *politischen Theorie* werden bemerkenswerterweise mit Vorliebe fast ausschließlich *männlich* konnotierte Bilder zur Veranschaulichung von Politik herangezogen. Die politische Ideengeschichte stellt geradezu ein Museum von mehr oder weniger variierten Männlichkeitsbildern und männlich-nahen Figurationen politischer Akteure bereit. Bekanntlich sind auch sog. politische Tugenden nicht frei von geschlechtlichen Konnotationen. Um nur einige dieser Bilder zu nennen, die mehr oder weniger direkt als männliche gedacht werden können: das Bild vom *Menschen als Wolf* bei Thomas Hobbes, der *Politiker als Steuermann* bei Platon, die *Brüderlichkeit und Kameradschaft* im politischen Werte- und Tugendkatalog neuzeitlicher politischer Theorien und Ideen. Aber auch das politische Denken des 20. Jahrhunderts richtet sich gerne an männlichen Leitfiguren oder männlich genormten Sphären aus, ablesbar an den *Helden der Arbeit* im staatssozialistischen Denken etwa oder an den *Regeln des Sports* als Fairneßverständnis aktueller Tagespolitik.

Allen Begriffen sind Bilder sozialer und politischer Erfahrungen *eingeschrieben*, die zwangsläufig immer auch geschlechtsspezifische Erfahrungen sind. Jedes Bild schließt an spezifische politisch-programmatische Ideen und Konzeptionen an. Diese entstammen einer symbolischen Ordnung, die immer auch eine - zur Zeit mit Sicherheit noch extrem hierarchisierte - Geschlechter(an)ordnung enthält. Unzweifelhaft sind daher auch fast alle theoretischen Konzepte und Inhalte politischen Denkens *androzentrisch kontaminiert*.

2.1. Die Idee der Brüderlichkeit als Verbildlichung demokratischer Zielwerte

Zunächst soll an einem Beispiel aus der politischen Ideengeschichte dieser folgenreiche Mechanismus des metaphorischen Begriffe- und Wertetransfers demonstriert werden: Das

⁹Vgl. Münkler, Herfried, *Politische Bilder, Politik der Metaphern*, Frankfurt/M. 1994: 7f.

zentrale politische Ideal der Französischen Revolution wurde über das griffige Bild *brüderlicher* Beziehungen transportiert. *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit* als selbstverständlich gewordene Zielwerte politisch-demokratischer Ordnung sind, wie Herfried Münkler formuliert, eigentlich "in Begriffe gefaßte Bilder" (Münkler 1994: 8). Unter *Brüderlichkeit* und einem *Bruder* kann und soll sich offenbar jeder Mensch Konkretes vorstellen. Ohne umständlich und viel sagen zu müssen, wird *stereotyp* vermittelt, wer damit gemeint sein soll und wer von vornherein begrifflich ausgeschlossen bleiben muß.

Darüber hinaus wird, anknüpfend an vorgetäuschter *familiärer* Vertrautheit, assoziativ ein emotionalisiertes, suggestives Bild vom immer wohlmeinenden - und eben deswegen *brüderlichen* - Bruder unterlegt. Damit ist zugleich auch eine spezielle politische Tugend dingfest gemacht: *Brüderlichkeit* veredelt automatisch alle Politik (weil Schwesterlichkeit dagegen nur Zank meinen kann, ist sie der Politik jedenfalls abträglich). Nur *brüderliche* Brüder machen autoritäres Handeln des Staates hinfällig. *Brüderlichkeit* als politisches Konzept schließt per se *Feindseligkeit* unter Brüdern aus. Verrat unter Brüdern, Bruderzwist, Bruderkrieg und Brudermord sollen - obwohl in der Geschichte durchaus üblich und den Verlauf der Weltgeschichte entscheidend steuernd - nur als Ausnahme von einer politischen Regel erscheinen. Im hegemonialen Universum des osteuropäischen Staatssozialismus wurden mit dem Begriff der *Bruderländer* - besiegelt und visualisiert durch den obligaten *Bruderkuß* - alle potentiellen Differenzen und Konflikte wegretouschiert. Die homoerotische Grundfarbe in den staatssozialistischen Politikinszenierungen muß als provozierend, ja obszön erscheinen angesichts des scharfen Kontrasts einer männliche Homosexualität ächtenden Politik.

Das Ideal der *Brüderlichkeit* sollte aber auch soziale Schranken zwischen Männern zumindest gedanklich niederreißen. Der solidarische Zusammenhalt der Männerwelt war durch Rekurs auf das *Brüderliche* besiegelt: Eine *vertikale* Vergesellschaftung in Form von *Verbrüderung*, die sozial ungleiche Männer als gleichwertige *Brüder* erstehen ließ, wurde als geringeres Übel in Kauf genommen, um zumindest die Frauen außerhalb des sozialen und politischen Bürgerstatus halten zu können.

2.2. Der männliche Habitus der Politik: Anleihen aus der militärischen und sportlichen Sphäre

Selbstverständlich ist auch das Politikspiel des 20. Jahrhunderts - und ganz bestimmt nicht bloß die staatssozialistische Vergangenheit - voll von männlich gezinkten Karten und wird geprägt durch eine ganze Bandbreite männlicher Spielertugenden. Auch gegenwärtige Politik orientiert sich durch Selektion perfekter Idole, anzustrebender Ideale und ideal gestalteter Institutionen unausgesprochen an männlichen Erfahrungen, männlichen Vorlieben, männlichen Ehr- und Körpervorstellungen. Als das Männlichste überhaupt erscheint der *militärisch-heroische* Zuschnitt von Politik und Politikern, der sich jedoch in einer dem Ende zuneigenden Ära manifester militärischer Symbolik häufiger der - in gewissem Sinne ebenso militarisierten - Formen der *Welt des Sports* bedient. Sowohl im Militär wie auch im Sport wird tendenziell männliche Überlegenheit ausgedrückt: Frauen werden ausgeschlossen oder Männlichkeit wird zur Norm erhoben¹⁰.

An einzelnen Beispielen soll im folgenden die besondere Prägekraft *militärischer* und *sportlicher* Erfahrungen als Indiz für *männlichen Habitus* der Politik illustriert werden. Außerdem verfügen die Rituale an den einschlägigen sozialen und politischen Orten über eine ihnen eigene Strahlkraft, die eben selbst auf Handelnde aus der Welt der Politik abzufärben und diese auf- bzw. abzuwerten vermag. Der Gebrauch von Bildern und die eigene Ikonisierung sind folglich wichtige Instrumente zur Konstituierung und Verfestigung politisch imaginerter Männlichkeit, der immer auch eine abwertende Vergeschlechtlichung von Weiblichkeit korrespondiert.

Wie allseits geläufig, bedienen sich in Frankreich selbst *zivile* Politikinszenierungen mit Vorliebe *militarisierter* Rituale und Symbole. Die Liaison von zivilem und militärischem Feiern und Trauern war nirgendwo im politischen Westen der Nachkriegszeit so eng wie hier. Die Priorität, die militärische Gesten und Zeremonien in der Politik genießen, drückt einen dezidiert männlichen Gestus der Politik aus. Häufig sind es aber auch nur unscheinbare Bilder, mittels derer diese besondere Art der Vergeschlechtlichung zum Ausdruck gebracht wird. Anlässlich des Ablebens General De Gaulles hielt George Pompidou eine Grabrede, deren verdeckter geschlechtsspezifischer Bedeutungsgehalt wohl kaum in Abrede zu stellen ist: Pompidou übertrug damals ein klischeehaftes Bild traditioneller Ehen und ihres Rollensplittings auf Staat und Gesellschaft in Frankreich, indem er ausführte: "*General de Gaulle ist tot. Frankreich ist Witwe*"¹¹. General de Gaulle erschien in dieser schlichten Metapher, ohne daß das besonders akzentuiert werden mußte, nicht bloß als heroischer *Macher* der Grande Nation. Der Trick in der Wahl der Metapher bestand zudem darin, daß

¹⁰Vgl. Horrocks, Roger, *Male Myths and Icons. Masculinity in Popular Culture*, New York 1995: 147ff.

¹¹Pompidou, zit.n. Schwartzberg, Roger-Gérard, *Moderne Strategien im Kampf um die Macht*, Düsseldorf/Wien 1980: 35.

der heldenhafte General sogar als *Inkarnation* der an sich weiblich konnotierten („La“) *Nation* erscheinen sollte. Helden sterben bekanntlich aufregend und hinterlassen Ratlosigkeit. De Gaulle hinterließ Frankreich. Das war der *weibliche* Teil des Arrangements, die amorphe Gesellschaft, die am Grab des männlichen Helden der Politik trauernd zurückblieb und der von ihr erwarteten passiven und sich fügenden Rolle treu blieb. Nur ein neuer Held der Politik würde also die Unentschlossenheit und Not der Grande Nation beheben können.

Offizielle Staatsakte bedienen sich der Zeichen- und Symbolsprache des Militärs (erkennbar an Uniformen oder verpflichtender Ehrenkleidung, an militärischen Musikzeremonien, am Abschreiten von Ehrenformationen, am Niederlegen von Kränzen, an der Ritualisierung von Verdiensten und Ehren usw.), zum Teil auch noch der Kirche. Andere, säkulare Lebenswelten konnten hier kaum stilbildend wirken. Es dürfte auch kein bloßer Zufall sein, daß es gerade Magie und Symbolik expliziter Männerbünde sind, die staatliches Feiern oder Trauern inspirieren. Dieser Rückgriff auf Zeremonien und Rituale transportiert immer automatisch eine Aufwertung des Männlichen zum Heroischen und Staatstragenden sowie eine Abwertung des Weiblichen zum Subsidiären, Schlichten und Privaten.

Diese geschlechtsselektiven und geschlechtsverfestigenden Mechanismen schlagen sich aber nicht bloß in der abgeschlossenen großen Welt formell-öffentlicher Inszenierungen nieder, da gibt es darüber hinaus ganz *banale* soziale Orte, an denen dies ebenso aufzeigbar wird: Medienwirksame Präsentation von Politik spielt sich immer häufiger auf den Fußball- und Sportplätzen der Welt ab. Auch dies ist ein Exempel *bildhafter* Übersetzung politischer Idole und politischer Ideale in die Wertvorstellungswelt der Männer als sozialer Gruppe. Männliche Helden der Politik nehmen *Bildanleihen* bei gefeierten Sporthelden. Nicht anders zu deuten ist Bundeskanzler Helmut Kohls Verbrüderung mit den Spielern der deutschen Nationalmannschaft anlässlich des Sieges bei der Fußball-Europameisterschaft 1996: Die Umarmung färbte *bildmäßig* jedenfalls in den Medien ab. Was hatten aber die vier Millionen Arbeitslosen, die zu erheblichem Teil wohl vor den Bildschirmen saßen, von diesem *visuellen* Bruderkuß? Politik veränderte zwar nicht ihre soziale Lage, aber sie konnten stellvertretend über *ihren* Kanzler die symbolische Teilhabe am europäischen Sportfest der Männlichkeit feiern¹².

12 Wien hat seit einiger Zeit einen total fußballbegeisterten, aber auch medial überaus geschickten Bürgermeister, der die Probleme städtischer Politik gerne nach den Ausmaßen und in der Sprache des runden Leders vermittelt. Also tummeln sich neuerdings politikkarrierebedachte Wiener Stadtpolitiker - Frauen, denen die Welt des Fußballs vielfach fremd ist, und selbst Männer, denen Fußball überhaupt nichts bedeutet - nicht nur vor den Augen ihres Bürgermeisters, sondern auch in den Visieren der Fernsehkamera auf Wiener Fußballplätzen. Daß die Wiener Kulturstadträtin sich nicht auf den Fußballplätzen der Stadt den Medien präsentiert, wird von Journalisten daher schon als Indiz für ihre zunehmende politische Bedeutungslosigkeit und ihren bevorstehenden Fall angesehen (Dieser Text wurde im Juli 1996 verfaßt. Mittlerweile ist dies auch

Aber es ist nicht nur das vordergründige *ins Bilddrängen* der Politik, das für Politikanalysen aufschlußreich ist, es ist auch der viel tiefgründigere *Sprach- und Wertetransfer*, der aus der Welt des Fußballs in die Welt der Politik praktiziert wird. Männliche Überlegenheit und Härte speist sich in modernen Gesellschaften auch aus dem Universum des Sports. Und männliche Sport- und Ehrsideale können durchaus auch das Klischee männlicher Politikerehre *zusätzlich* fundieren.

Die Verzahnung der männlich strukturierten Welt des Fußballs (oder des Sports überhaupt) und dem männlich gestylten Feld der Politik ist eine vielfache: Da ist also einmal der *soziale Ort* Fußballplatz, an dem, weil er ja vorwiegend ein Ort der Männer ist, Politik - nicht zuletzt mittels der unterstützenden Bilder der Medien - anti- oder auch nur a-politischen männlichen Hirnen wieder in Erinnerung gerufen werden kann, indem sich Politiker als *ganz normale* Männer geben, die - wie eben *andere* Männer auch - auf den Fußballplatz gehen. Über dieses männliche Zusammengehörigkeitsgefühl wird die Illusion genährt, daß die *politische Klasse* eigentlich gar nicht so fremd und sozial abgehoben ist. Männer werden für Männerpolitik *mobilisiert*. Fußballplätze weisen darum durchaus männerbündische Strukturmerkmale¹³ auf. Die auf ihnen zusammentreffenden Männer verstehen sich eigentlich als Männergemeinschaften, die sich über soziale, politische oder altersmäßige Grenzen hinweg zumindest zu bestimmten Anlässen zu *verbrüdern* vermögen. Wenn Politik wirklich nach dem Kriterium Freund/Feind bestimmbar ist¹⁴, dann haben auch Fußballplätze auffällig viel mit diesem Kriterium des Politischen gemeinsam. Immer gibt es *natürliche* Gegner, und wenn es solche nicht gibt, können während oder aber auch nach dem Match Gegner *geschaffen* werden. Es sind also schließlich auch die Verhaltenscodes des Fußballplatzes, die unsichtbar zur Politiknorm mutieren. Bestimmte Politiker nutzen auffällig gerne Anspielungen auf die soziale Sphäre des Sports, um sich ihrer politischen Klientel, der *sozialen* Gruppe der Männer, verständlich zu machen. Dabei ist es gewiß kalkuliertes Risiko, daß damit vorwiegend nur männliche Erfahrungswelten angesprochen bleiben. Abgeschlossene Sprachcodes regulieren auf subtilere Weise Prozesse der Ein- und Ausschließung.

2.3. Eine Analyse der politischen Bilder käme einer Analyse verdrängter, unsichtbar gehaltener Wirklichkeiten gleich

Wirklichkeit geworden. Nachträgliche Anm. E.K.).

¹³Vgl. Kreisky 1995: 109ff.

¹⁴Vgl. Schmitt, Karl, Der Begriff des Politischen, Berlin 1963 (1932).

Merkwürdig also, daß Politikwissenschaft im deutschsprachigen Kontext nur selten die in praktischer oder theoretischer Politik üblich gewordenen Metaphern in geschlechtskritischer Absicht zu entschlüsseln trachtet¹⁵. Die inhaltliche Ergiebigkeit eines solchen Vorgehens ist unbestreitbar. Sowohl bei der Analyse gesellschaftlicher und politischer Gewaltkontexte¹⁶ wie auch bei der Dechiffrierung männlich gewirkter politischer Strukturzusammenhänge könnte ein expliziten wie impliziten *Maskulinismus* thematisierender Zugriff überaus hilfreich sein.

2.3.1. Beispiel: USA der Nach-Vietnamkriegs-Ära

Wie dadurch zusätzliche analytische Perspektiven gewonnen werden können, zeigen insbesondere einschlägige Studien über Politik und Gesellschaft in den USA der Nach-Vietnamkriegs-Ära: So hat Susan **Jeffords** in ihrer eindrucksvollen Analyse von Trivialfilmen im Gefolge der Niederlage us-amerikanischer Männlichkeit im Vietnam-Krieg eine dramatische Remaskulinisierung der Zivilgesellschaft konstatiert¹⁷. Jeffords hat durch Aufgreifen der Geschlechtmächtigkeit von Bildern einen wichtigen empirisch abgestützten, analytischen Befund zur geschlechtspolitischen Gesamtentwicklung der USA in der Nach-Vietnamkriegs-Ära sowie zum engen Zusammenhang zwischen der erfahrenen Realität des Krieges und zunehmender ziviler Gewaltkultur in der Nachkriegsgesellschaft geleistet. Filme und Bilder spiegelten also einen durchaus realen gesellschaftlichen Trend, der erst später als *Backlash* zum frauenpolitischen Slogan der neunziger Jahre wurde¹⁸. So war es denn auch kein bloßer Zufall, daß Vietnam-Rückkehrer besonders stark in gewalttätige und militarisierte Berufsfelder (Polizei, Gefängnisse, Wachdienste usw.) tendierten und, daß der Anteil von Gewalt gegen Frauen und Kinder in Familien von Vietnamkriegs-Veteranen signifikant relativ höher war als in anderen Familien¹⁹.

James William **Gibson** hat in seiner Studie über Gewalt und Männlichkeit im Nach-Vietnam-Amerika nicht nur eine gewaltige „*paramilitärische Subkultur*“ belegt, sondern auch gezeigt, daß der auf *Männlichkeit* fundierte Paramilitarismus die essentielle zivilgesellschaftliche Grundlage offizieller staatlicher Politik insbesondere unter der Präsidentschaft von Reagan,

¹⁵Herfried Münkler hat zwar die Bedeutung politischer Metaphern in politischer Theorie und Ideengeschichte in einer überaus interessanten Studie gewürdigt, darin aber auf das Phänomen *geschlechtlicher* Konnotation keinen Gedanken verschwendet (vgl. Münkler 1994).

¹⁶Vgl. Krippendorff 1993: 46f.

¹⁷Vgl. Jeffords, Susan, *The Remasculinization of America. Gender and the Vietnam War*, Bloomington/Indianapolis 1989.

¹⁸Vgl. Faludi, Susan, *Backlash. The Undeclared War Against American Women*, New York 1991.

¹⁹Vgl. Fiegl, Verena, *Der Krieg gegen die Frauen, Zum Zusammenhang von Sexismus und Militarismus*, Bielefeld 1990.

aber auch von Bush war²⁰. So wird denn auch die Ära Reagan/Bush nicht nur von moralistischen und puritanischen, sondern auch von rassistischen und nazistischen Rechten „zu einem goldenen Zeitalter verklärt“²¹. Der „chauvinistische Amerikakult“ und ein „Wahn der Größe und Stärke“, oft als *Ramboismus* etikettiert, waren in dieser Phase nicht nur auffallend zunehmend (vgl. Martin 1996: 14), sondern zudem überaus stark mit maskulinistischen Idealen und Werten aufgeladen. Die Renaissance des Ku-Klux-Klans und die extreme politische Rechtsentwicklung in den USA wären ohne *Remaskulinierung* der Gesellschaft ebensowenig möglich gewesen wie die Restauration und Nachrüstung patriarchaler Gesellschaftsstrukturen. In ihrem Kampf gegen Abtreibung und Homosexualität sowie in ihrem Eintreten für Todesstrafe und freien Waffenverkauf trafen sich - durchaus unterstützt durch Repräsentanten offizieller Politik - alle Spielarten us-amerikanischer Rechter.

Viele der hier angeführten Zusammenhänge werden allerdings oftmals gar nicht explizit zum Ausdruck gebracht, sondern sind zumeist nur *indirekt* aus Bildern, Symbolen und vagen Andeutungen zu entschlüsseln. Das Artefakt der Männlichkeit ist im rechten Denkkontext so anstandslos eingelassen, daß Geschlecht immer nur als unbestimmte Nebenfrage mitgleiten muß. Allerdings gibt es Problemkonstellationen, in denen selbst dieser nebulose Subtext von Geschlechtlichkeit zu viel sein könnte. Insbesondere die dezidiert maskulinistische Fundierung rechter Politik sowie die zwar klandestinen, jedoch eigentlich recht engen Schaniere zwischen formeller und informeller rechter US-Politik ist man bemüht zu verbergen. In diesem Falle hat Politikwissenschaft besondere Analyseverantwortlichkeit, der sie allerdings - zumindest was die Phänomene von Vergeschlechtlichung und Maskulinismus anlangt - bislang ungenügend nachkommt; Politikwissenschaft in den USA scheint freilich punktuell in der Thematisierung von Männlichkeit und Maskulinismus engagierter als ihre Fachkollegen im deutschsprachigen Europa.

2.3.2. Carol Cohns Kritik „technostrategischer“ Diskurse

Eine besondere Variante männlichen Denkens und männlichen Formulierens hat uns Carol **Cohn** vorgeführt, als sie die mit sprachlichen Sexismen und männlichen Imaginationen durchsetzte „rationale Welt“ us-amerikanischer Verteidigungs- und Abschreckungstheoretiker decodierte: Deren „technostrategische“ Sprache besteht zunächst in elaboriertem Gebrauch von Abstraktionen und Euphemismen, welche die destruktive Macht von

²⁰Vgl. Gibson, James W., *Warrior Dreams. Violence and Manhood in Post-Vietnam America*, New York 1994.

²¹Vgl. Martin, Roger, *AmeriKKKa. Der Ku-Klux-Klan und die Ultrarechte in den USA*, Hamburg 1996: 255.

Nuklearstrategien unsichtbar halten²², indem die Wortschöpfungen (z.B. „*clean bombs*“) tiefe Abgründe zwischen verwendeten Bildern und zu beschreibenden Wirklichkeiten auf tun (vgl. Cohn 1987: 692). Carol Cohn machte in der Sprache der Verteidigungsexperten zahlreiche phallische Bilder kompetitiver männlicher Sexualität aus (z.B. „*penetration aid*“, „*disarmament is emasculation*“, „*vertical erector launchers*“, „*orgasmic whump*“, vgl. ebd.: 693f.). Sie entdeckte in den „technostrategischen“ Diskursen weitere deutlich sexuelle Subtexte (vgl. ebd.: 692): So *tätscheln* Abschreckungsstrategen Raketen („*pat the missile*“, vgl. ebd.: 695). Sie zeigen mit ihrer Bildsprache intime, sexuell possessive Beziehungen, liebevolles Beherrschen nuklearer Tötungstechnologien, aber auch Kleinheit und Harmlosigkeit der *getätschelten* Objekte an. Carol Cohn deutet dies als „*homoerotische Erregung*“, die in der „technostrategischen“ Sprache zum Ausdruck kommt, sowie als Versuch, die Gefährlichkeit des militaristischen Unternehmens zu bagatellisieren (vgl. ebd.: 696). Eintritt in die nukleare Welt des Abschreckens und Tötens wird mit *Verlust von Jungfräulichkeit* und *Defloration* („*losing her virginity*“, „*deflowered*“, vgl. ebd.) bildlich in eins gesetzt. Mit Stolz wird festgestellt, daß Amerika weit davon entfernt ist, *Jungfrau* zu sein („*United States is no virgin*“, vgl. ebd.), ganz im Gegenteil, es ist in der patriarchalen Konkurrenz weit voran („*the father carries the bigger stick*“, vgl. ebd.: 697). Nuklearstrategen *verheiraten* und *paaren* Raketen („*marry up*“, „*coupling*“, vgl. ebd.: 698) und messen Atomraketen an *familienurlaubgerechten* Fahrzeugen (vgl. ebd.). Überhaupt deutet der bildhafte Bezug auf Familie und Kinder die unbewußte männliche Sehnsucht nach Gebär- und Sozialisationsfähigkeit an: Schöpfer von Atombomben bezeichnen sich als *junge Eltern* und ihre Kreationen als ihre Babys („*new parents*“, „*Oppenheimer's baby*“, vgl. ebd.: 700). Destruktive technologische Macht wird sprachlich mit lebensschöpfenden Fähigkeiten synonymisiert. Und die Idee männlicher Geburt wird metaphorisch verknüpft mit der Abwertung von Mutterschaft (Edward Teller „*was not the bomb's father but its mother*“, „*Stanislaw Ulam was the real father; he had the all important idea and inseminated Teller with it. Teller only 'carried it' after that*“, vgl. ebd.).

Carol Cohn zeigt mit ihrer Analyse, daß die Verwendung der Bilder aus dem Kontext der patriarchalen Erfahrungs- und Lebenswelten der Wissenschaftler erfolgt (vgl. ebd.: 693), daß aber diese eigentlich triviale Sprache mit ihren arkanen Bedeutungen unmittelbaren politischen Nutzen erbringt: Es wird nämlich das Gefühl erzeugt, daß es geradezu *Lust macht*, über Nuklearwaffen zu sprechen, daß man durch Abstraktionen und Verniedlichungen *Distanz verliert* und sich vor nuklearen Waffensystemen und ihren Handhabern also gar *nicht*

²²Vgl. Cohn, Carol, Sex and death in the rational world of defence intellectuals, in: *Sings. Journal of Women in Culture and Society*, 1987/12 (4): 690f. (In deutscher Übersetzung ist dieser Aufsatz erschienen in: Daniela Gioseffi (Hg.), *Frauen über den Krieg*, Wien 1992).

zu fürchten braucht, und daß man - spricht man erst diesen geheimen Expertencode - dazugehört zum geheimen und wissenden Expertenkreis der Nuklearstrategen: Man hat aus der Position potentieller Opfer heraustretend scheinbar die Schwelle in jenen geheimen Männerbund der Kontrollierenden und Handelnden überschritten (vgl. ebd.: 706).

Dieses zuletzt ausgeführte Beispiel maskulinistischer Bildphantasien demonstriert drastisch, in welcher unverantwortlicher Weise von - zumeist politikwissenschaftlichen - Verteidigungs- und Abschreckungstheoretikern mit - sexistischen und männlich aufgeladenen - Figurationen und Vorstellungen selbst Destruktionsvisionen schrecklichster Art unsichtbar gehalten oder bagatellisiert werden. Genauso verwerflich ist aber auch die metaphorische Manier, in der diese Wissenschaftler nukleare Tötungsszenarien mit Sexualität verknüpfen.

Umso beunruhigender ist es daher, wenn der Malestream der Politikwissenschaft sich über solche verbale Taten männlicher Sexualisierung nicht wirklich besorgt zeigt, sie als Ausdruck *normal*-männlicher Wissenschaft mehr oder weniger gelassen hinnimmt oder sie wegen ihres ironischen Subtextes gar belächelt. Reale und ideelle Männlichkeit bleiben im politikwissenschaftlichen Arbeitsfeld in der Regel untheoretisiert, was letztlich heißt, daß sie nicht über den von der Scientific Community vorausgesetzten wissenschaftlichen Reifegrad verfügen, um auch ein allseits anerkanntes Forschungsthema abzugeben.

2.4. Die Einkapselung von Männlichkeit in politische Leadership-Ideale

Die politikwissenschaftliche Verweigerung einer Konzeptualisierung von Männlichkeit zeigt sich auch an einem durchaus rezenten Theoriefeld: den sogenannten *Leadership-Theorien*, die seit einigen Jahren vorwiegend in der us-amerikanischen Politikwissenschaft und hier wiederum im Bereich der Internationalen Politik Konjunktur haben²³. Der krisenhaften

²³ Vgl. Blondel, Jean, *Political Leadership*, London 1987; Burns, James McGregor, *The power to lead*, New York 1984; Tucker, Robert, *Politics in Leadership*, Columbia 1981. Daß diese Debatte im deutschen Sprachraum noch nicht wirklich gegriffen hat, liegt wohl vor allem darin begründet, daß die politische Figur des Führers (*leader*) im mitteleuropäischen Kontext erheblich diskreditiert ist, und es für solche theoretische Perspektiven daher eine besondere Hemmschwelle zu überwinden gilt. Zuviel der antidemokratischen und demokratiezerstörerischen Traditionen werden nämlich in diesem politischen Begriff mittransportiert. Dennoch bleibt einiges Erstaunen zurück, daß us-amerikanische *Leadership* mit Selbstverständlichkeit in untadeligem *demokratischem* Kontext steht, während etwa lateinamerikanische *Caudillos*, wie zurecht zu erwarten, als dem Totalitarismus- oder Diktaturphänomen zugehörig gelten (vgl. Hamill, Hugh M., *Caudillos. Dictators in Spanish America*, Norman/London 1992: 4). Der amerikanische Demokratiemythos entlastet selbst tendenziell autoritär-monokratische politische Führerfiguren, die durchaus - wie die letzten Jahrzehnte ja immer wieder gezeigt haben - sehr wohl auch potentes Militär direkt zur Hand haben (vgl. auch Krippendorff 1993: 46, der in diesem Zusammenhang von einem "*Hollywood-Akteur im Vollbesitz des modernsten Kriegsspielzeugs*" spricht). Politisch institutionalisierte Führungsmännlichkeit im westlich-demokratischen Kontext ist dennoch per se anders und besser konnotiert als politische Führer in spanisch-machistischer Machart. An dieser

Erschütterung der weltpolitischen Hegemonieposition der USA sowie dem politikwissenschaftlichen Theorem von zunehmender Unregierbarkeit politischer Systeme des Westens korrespondierte die angebliche Dringlichkeit theoretischer Neufassung politischer Leadership-Qualitäten. Läßt man viele dieser Leadership-Theorien Revue passieren, so fällt die zwar besondere, jedoch immer nur implizit vermittelte Zentrierung auf *us-amerikanische* Vorstellungen politischer Führung sowie auf *männlich-reduktionistische* Führungsqualitäten auf. Wie systematisch als männlich aufgeladen Begriffe wie *Führer* (*leader*) oder *Caudillos* zu gelten haben, wird nicht zuletzt auch daran ersichtlich, daß die folgende Frage noch wissenschaftlich zu beschäftigen vermag: „*Is a Caudilla possible?*“²⁴. Nirgendwo taucht aber auch die umgekehrte, nämlich *männliche* Vergeschlechtlichung als *Frage* auf, sie ist vielmehr politische Realität, die nicht mehr thematisiert werden muß und dadurch bereits dethematisiert ist.

Das mysteriöse Paradox einer grundsätzlich zwar *entsubjektivierenden*, gleichzeitig aber männliche *Persönlichkeit* tendenziös stilisierenden Politikwissenschaft bedarf wohl analytischer Klärung: Strenggenommen kümmert sich Politikwissenschaft recht wenig um Personen und Persönlichkeiten. Und wenn sie es tut, dann macht sie es offensichtlich in männlich befangener Weise. Eine Hoch-Zeit der an maskulinen Werten abgesteckten Leadership-Theorien in den USA gab es in der Reagan/Bush-Ära. Politische Befähigung und politikgemäße Persönlichkeit wurden also gerade in jener historischen Phase, die zuvor als Periode der *Remaskulinisierung* plausibel gemacht wurde (vgl. Jeffords 1989; Gibson 1994), in ausschließlich männlicher Façon geschnitten. Hinweise von Politikwissenschaftlern auf die prinzipiell maskulin verzerrten Idealfiguren der Leadership-Theorien sucht man allerdings vergebens. Politikwissenschaft befestigt wieder einmal mehr, was sie gesellschaftlich vorfindet, statt es in seiner geschlechtsbezogenen Ideologieträchtigkeit kritisch zu durchdringen.

Es war also durchaus kein Zufall, daß ein Boom an Leadership-Theorien gerade durch die Amtsperioden von Ronald Reagan und George Bush ausgelöst wurde. Was mit Reagan

unterschiedlichen Bewertung ändert auch nichts, daß in der Vergangenheit an Errichtung und Aufrechterhaltung zahlreicher mittel- und südamerikanischer Diktaturen CIA und US-Army - zumeist mit Wissen ihres Präsidenten - mit nicht unerheblichen Interventionen beteiligt waren. Die brüderliche Allianz zwischen Leader und Caudillos funktionierte gegen etwaige demokratische Bewegungen oder Linksregierungen noch allemal. Interessant bleibt für uns auch, daß der Demokratiekontext politischen Führern Sündennachlaß gewährt, sie als demokratiepolitisch korrekt erscheinen läßt, sie zähmt, sie harmlos macht, sie in gewissem Sinne *entmännlicht*, während das mittel- oder südamerikanische Ambiente den *Machismo* des Caudillos voll zur Geltung bringt und als *nur* diktatorische Politikform vercodet. Die fließenden Übergänge wären jedoch demokratietheoretisch überaus spannend: Was ist *diktatorisch* an politischen Leadern der USA? Inwieferne sind auch Caudillos nur durch *persönliche Führungsqualitäten* geprägt, wie sie gerade Leadership-Theorien fordern?

²⁴Navarro, Marysa, *Is a Caudilla Possible? The Case of Evita Perón*, in: Hamill 1992 (a.a.O.): 270ff.

begann, konnte und mußte dann für Bush genutzt werden. Die Inkarnation von Hollywood-Männlichkeit früherer Jahrzehnte provozierte *legitimierende*, vorgeblich wissenschaftlich-systematisch und empirisch-analytisch gestützte Erhebungen allseitig akzeptierter Bewertungskriterien sogenannter *politischer Führungsqualitäten*, die dann auch zur *Norm* erhoben werden konnten. Empirisch-analytische Wissenschaft ließ sich also - in völligem Widerspruch zu ihren methodologischen Ambitionen - für *normative* Absichten gebrauchen²⁵. Galt es doch in jener Zeit vor allem, der Bevölkerung in überaus schwierigen, krisenhaften außen- und innenpolitischen Situationen mittels imaginärer Existenz männlich genormter Führungsqualitäten vermeintlicher Führungspersönlichkeiten Sicherheit zu vermitteln. Schon der politische Zweck macht also klar, daß damals nur die *männliche* Seite im Angebotsladen politischer Fähigkeiten gefragt sein konnte. In der Belletristik oder in Spielfilmen heißt es im Vorspann häufig: „Die Übereinstimmung der Helden mit lebenden Personen ist selbstverständlich bloßer Zufall.“ Genauso „zufällig“ fallen in unserem gesellschaftlichen Kontext sogenannte politische Führungsqualitäten mit herrschenden Männlichkeitsbildern zusammen.

3. Politisch institutionalisierte Männlichkeit: der genuine Gegenstands-bereich der Politikwissenschaft

3.1. Institutionentheretischer Exkurs

Es sind nicht bloß männliche Visualisierungen oder visualisierte Männlichkeiten, die kritische Politikwissenschaftler beschäftigen können. Für politikwissenschaftliches Erkennen scheint ferner auch in gesellschaftlichen und politischen Strukturen *eingelassene*, insbesondere also *politisch institutionalisierte* Männlichkeit interessant. Männlichkeit spiegelt sich ja niemals nur auf äußerlichen *Symbol- und Zeichenebenen*, sondern sie ist immer auch

²⁵ Es ging ja dabei nicht bloß um Feststellung empirisch vorfindbarer sozialer Erfahrungen oder Tatsachen, sondern intendiert war vor allem die nachhaltige Formung des Bildes *idealer* politischer Führer. In die Bildung des Maßstabes, an dem Politiker der Vergangenheit, der Gegenwart oder der Zukunft aus dem us-amerikanischen Kontext, aber auch in globalen Zusammenhängen beurteilt werden konnten und sollten, gingen lediglich *partielle* Lebenswelten und Lebenssichten ein: Die Leitbilder wurden aus den historischen Persönlichkeitsprofilen und dem empirischen Krisenverhalten der Präsidenten der USA gewonnen und zu einem normativen Ideal *kondensiert*. *USA-Zentrismus*, *Ethnozentrismus* und *Androzentrismus* gaben demnach die *natürlichen*, jedoch unsichtbar gehaltenen methodologischen Postulate der Leadership-Theorien ab. Bemerkenswert ist aber auch, daß empirisch-analytische Politikwissenschaft entgegen ihrer bisherigen Konvention gerade in diesem Arbeitsfeld sich für *psychoanalytische* Einsichten über *frühkindliche* Sozialisationsmechanismen erwärmen kann: Die jeweiligen *Vater-* und *Mutterfiguren* haben mehr oder weniger mittelbaren Einfluß auf ihr Söhne und damit auf das Führungs- und Entscheidungsverhalten in Weltkrisen. Gleichzeitig wird damit aber auch festgelegt, wie stark der Einfluß der *Ehefrauen* (z.B. Nancy Reagan) auf die Politikführung sein kann. Im Untergrund des Unbewußten existiert Weiblichkeit also selbst in Leadership-Theorien.

nachhaltig strukturbildend und bestimmt demnach ganz entscheidend die *Grammatik* der Politik.

Daher enthebt sich eine Politikwissenschaft ohne Bezug auf die analytische Dimension Geschlecht entscheidender Aussagerelevanz. Warum bedarf aber auch jede feministische Geschlechterforschung der eindeutigen Bezugnahme auf gesellschaftliche und politische Aspekte dessen, was das Institutionelle ausmacht? Es ist nämlich nicht nur Geschlecht als Institution zu fassen²⁶, sondern auch gesellschaftliche und politische Institutionen sind als Arenen des Geschlechterkonfliktes oder zumindest als Symbolträger von Geschlecht zu sehen.

Welche Theorien der Institutionalisierung sowie des Institutionellen sind nun überhaupt kompatibel mit geschlechtssensiblen feministisch-theoretischen Zugriffsweisen, die sowohl der realen wie auch der symbolischen Ebene des Institutionellen gerecht werden wollen? Ein Ansatz²⁷ scheint mir in dieser Hinsicht durchaus interessant und erwägenswert, auch wenn er meilenweit von der geschlechtsgeleiteten feministischen Sichtweise unserer Fragestellung entfernt scheinen mag: Es ist dies die marxistisch-theoretische Sicht von Cornelius **Castoriadis**²⁸, die ich im folgenden in ihrer Bedeutung für die politische Institutionalisierung von Männlichkeit ansprechen möchte:

Gesellschaften können ohne Institutionen nicht bestehen. Diese werden aber zumeist nur im Hinblick auf ihre „Funktionalität“ betrachtet und bewertet. Häufig verkannt bleiben die „realen“ Bedürfnisse einer Gesellschaft, deren Erfüllung Institutionen dienen sollen. Gesellschaft ist mit Sicherheit nicht reduzierbar auf nur „biologische“ Bedürfnisse (vgl. Castoriadis 1984: 199f.). Reale individuelle oder kollektive Handlungen, aber auch materielle Produkte sind „außerhalb eines *symbolischen* Netzes unmöglich“ (ebd.: 200). Die Seinsweise der Institution ist nämlich das Symbolische. Ein Paradox besteht genau darin, daß Institutionen sich zwar nicht auf das Symbolische zurückführen lassen, jedoch nur im Symbolischen existieren können. Sie bestehen als „*gesellschaftlich* anerkannte

²⁶Vgl. Scott, Joan Wallach, Gender: A Useful Category of Historical Analysis, in: American Historical Review, Bd. 91, Nr. 5, 1986.

²⁷Ein weiterer ergiebiger Ansatz könnte m.E. auch jener von Mary Douglas sein, die in ihrem kulturtheoretischen Zugriff die institutionelle Bindung der Menschen thematisiert. Douglas geht der Frage nach, inwiefern menschliches Denken institutionenabhängig ist: Jede Gemeinschaft erscheint ihr als Denkwelt, die sich in einem entsprechenden Denkstil ausdrückt, der also Denken und Erfahrung der Mitglieder in spezifischer Weise formt. Die Aufhellung des Zusammenhanges von individuellem Denken und institutionellem Denken könnte demnach auch geschlechtersensible/patriarchatskritische Institutionenforschung weiter stimulieren (vgl. Mary Douglas, How Institutions Think, New York 1986).

²⁸Vgl. Cornelius Castoriadis, Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie, Frankfurt/M. 1984 (L'Institution imaginaire de la société, Paris 1975).

Symbolsysteme“ (ebd.). Institutionen bilden - nach der Sprache - gewissermaßen eine Symbolebene zweiten Grades (vgl. ebd.: 208).

Manchen Funktionalisten erscheint der institutionelle Symbolismus als taugliches Instrument, einen präexistenten Inhalt, also die eigentliche Substanz gesellschaftlicher Verhältnisse, auszudrücken. Für Castoriadis besitzt der institutionelle Symbolismus aber eine deutlich erkennbare Eigenlogik: Weil das Symbolische nur einen Einschluß in einer rationalen Ordnung darstellt, setzt es sich auf jeden Fall - auch ohne oder gar gegen die Zustimmung der Beteiligten - durch.

Die Form des institutionellen Symbolismus steht immer in Zusammenhang mit einem real-rationalen Inhalt (z.B. aus der empirisch vielleicht häufigeren körperlichen Stärke von Männern wurde in der Menschheitsgeschichte die gesellschaftlich-politische Institutionalisierung männlicher Stärke legitimiert): Entweder mit nur symbolischen Bezug auf diesen Inhalt oder in Abhängigkeit von ihm. Dies bedeutet freilich nicht, daß Symbolismus nicht auch völlig inhaltlos und zum bloßen Ornament werden kann (z.B. die Entwicklung empirisch feststellbarer männlicher Überlegenheit zur Ideologie des Machismo ohne materielle Grundlage) (vgl. ebd.: 203f.). Dennoch ist Symbolismus niemals neutral. Denn es steht nicht in seinem Belieben, woher er seine Symbole nimmt und vor allem welche er nimmt. Immer wird von Menschen „Vorgefundenes“ angeeignet (vgl. ebd.: 207). Und selbst die Gesellschaft genießt bei Konstituierung ihrer symbolischen Ordnung keine „Freiheit“, sie muß ihr Material dem vor allem in Natur und Geschichte „Vorfindlichen“ entnehmen. *„Jeder Symbolismus erhebt sich auf den Ruinen älterer Symbolsysteme und benutzt deren Material“* (ebd.).

Rationale Ordnung und Symbollogik stimmen nur partiell überein (vgl. ebd.: 209). Instituierte Regeln müssen weder faktisch noch logisch Folgen haben und sie stimmen schon gar nicht mit der symbolischen Logik des Systems überein (vgl. ebd.: 210). Es bringt daher überaus viel, Einsicht auch in die symbolische Logik der Institutionen zu gewinnen: *„Ob die Gesellschaft einen Begriff von der Logik ihrer Institutionen hat oder nicht, wirkt sich drastisch auf ihre Entwicklung aus (ganz zu schweigen von den Folgen für das Handeln der Menschen, Gruppen, Klassen und dergleichen; (...))“* (ebd.). Wenn wir unter Castoriadis „dergleichen“ auch Geschlecht subsumieren können und wollen, dann läßt sich zurecht folgendes vermuten: Wenn zunächst diese allgemeine Aussage ihre Richtigkeit hat, dann wird selbstverständlich auch für die immanente männliche Logik der Institutionen gewisse Plausibilität angenommen werden können.

Institutionen können durchaus Rationales enthalten, sie können funktional, gleichzeitig aber auch disfunktional sein. In diesem Sinne sind also institutionelle Systeme eigentlich völlig indifferent zwischen Rationalität und Funktionalität. Der Grenzverlauf des Symbolischen ist niemals präzise bestimmbar. Es läßt sich daher auch nicht feststellen, an welchem Punkt das Symbolische auf das Funktionale übergreift (vgl. ebd.: 212). Institutioneller Symbolismus ist nicht bloß neutraler Ausdruck von Funktionalität, der die „Substanz“ der darunterliegenden gesellschaftlichen Beziehungen adäquat wiedergibt (vgl. ebd.). Eine solche Vorstellung erscheint Castoriadis „sinnlos“, denn

sie postuliert eine Substanz, die den Institutionen vorausgehen müßte, und behauptet, das gesellschaftliche Leben habe 'etwas zum Ausdruck zu bringen', das bereits volle Wirklichkeit besäße, noch ehe die Sprache verfügbar ist, in der es sich ausdrücken läßt. Aber es gibt keinen ursprünglichen 'Inhalt' des gesellschaftlichen Lebens, der sich - unabhängig von den Institutionen - in diesen 'ausdrückte'. Ein solcher 'Inhalt' ist, wenn es sich auch nicht um ein abstraktes, nachträglich isoliertes Bruchstück handeln soll, nur innerhalb einer Struktur definierbar, in der die Institution immer schon eingeschlossen ist. Die 'wirklichen gesellschaftlichen Beziehungen', um die es hier geht, sind immer schon instituiert: nicht weil sie in juridischem Gewande auftreten (in manchen Fällen kommen sie auch sehr gut ohne ein solches aus), sondern weil sie als allgemeine, symbolisierte und anerkannte Weisen des menschlichen Tuns eingerichtet worden sind“ (ebd.: 212f.).

Als illustrative Beispiele führt Castoriadis in diesem Zusammenhang an: Herr/Sklave, Leibeigener/Grundherr, Proletarier/Kapitalist. Das hierarchisierte Geschlechterverhältnis spart er bezeichnenderweise aber aus.

Im traditionalistisch-marxistischen Denken gehören Institutionen zum „Überbau“, die von der „Basis“ determiniert werden. Eine solche „deterministische“ Betrachtungsweise hält Castoriadis allerdings für „unhaltbar“, weil Institutionen dann als „Formen“ betrachtet werden müßten, die einem „Inhalt“ oder einer „Substanz“ gesellschaftlichen Lebens als Ausdruck dienten. Dieser Inhalt müßte also bereits *vor* den Institutionen strukturiert sein. Diese Substanz gäbe zwar die „Basis“ ab, sie ist jedoch immer schon strukturiert. Wie kann dies aber möglich sein, wenn sie nicht auch schon instituiert wäre? Castoriadis nimmt daher die Existenz eines zugleich realen und symbolischen Netzes an (vgl. ebd.: 213). Der Symbolismus legt hierbei ganz bestimmte Seiten gesellschaftlichen Lebens fest (das sind selbstverständlich nicht nur die, die damit festgelegt werden sollten), zugleich weist er aber auch entscheidende Lücken und Spielräume auf (vgl. ebd.: 215). Als materielle Seite institutioneller Symbolik nennt Castoriadis Klassen, Waffen oder Gegenstände (vgl. ebd.: 217).

Jedes Symbol und jede Symbolik enthält aber auch „imaginäre“ Komponenten. Mit „imaginär“ bezeichnet Castoriadis „Erfundenes“, nämlich „reine“ Erfindung oder bloße

Sinnverschiebung (vgl.ebd.), jedenfalls aber Absonderung vom Realen in Gestalt z.B. einer Lüge oder eines Romans. Das Imaginäre bedarf des Symbolischen, um sich „auszudrücken“ bzw. um überhaupt „existieren“ zu können. Es besteht aus „Bildern“, die symbolische Funktion haben. Symbolismus setzt Imaginationsfähigkeit/Einbildungskraft voraus (vgl. ebd.: 218). Das Symbolische beinhaltet fast immer einen „rational-realen“ Kern, der mit Imaginärem verwoben ist (vgl. ebd.: 219). Die Verbindung zwischen beiden ist nicht mehr wahrnehmbar oder übersteigt überhaupt alle Anforderungen rationaler Verknüpfung. Auf einer bestimmten Entwicklungsstufe menschlicher Gesellschaften scheint die Institution eines Imaginären (z.B. die imaginäre Existenz eines Herrn) überaus zweckdienlich. Die Gesellschaft erzeugt notwendigerweise dieses Imaginäre, weil sie es für ihr Funktionieren braucht. Warum aber findet die Gesellschaft die notwendige Ergänzung ihrer Ordnung gerade im funktional nicht zu erklärenden Imaginären? Warum existiert „eine Art ursprünglicher Besetzung der Welt und des Selbst mit einem Sinn, der der Gesellschaft nicht von realen Faktoren ‘diktiert’ worden ist“ (ebd.: 220)?

Am Beispiel der Religion läßt sich aufweisen, daß diese immer um ein Imaginäres herum gruppiert ist: Als *Religion* muß sie Riten einführen, als *Institution* bedarf sie der Sanktionen. Sie könnte also nicht bestehen, wenn um das „zentrale Imaginäre“ nicht auch noch *ein* „Gürtel von sekundärem Imaginärem“ (z.B. die „Heiligkeit“ des Sonntags) wuchern würde (vgl. ebd.: 221). Alle archaischen Gesellschaften kennen Zeremonien des „Übergangs“ - die modernen als nicht zu vernachlässigende Überreste -, die in ökonomisch-funktionaler Hinsicht bedeutsam und mit der unbewußt bleibenden „Logik“ gesellschaftlichen Lebens dicht verflochten sind. Das Erwerben von neuen Rechten, das eben den Übertritt in einen anderen Status anzeigt, muß daher feierlich und öffentlich begangen werden. Um diesen funktionalen Kern herum lagern als imaginäre Komponenten zahllose, nicht mehr mittelbare Regeln, Handlungen, Riten und Symbole (vgl. ebd.: 222f.). Neben dem „zentral Imaginären“ gibt es für Castoriadis aber auch noch das „peripher Imaginäre“, das in verschiedenen Schichten um das Zentrum herum abgelagert wird (z.B. Fahne als Symbol mit rationaler Funktion als Erkennungszeichen und Sammelpunkt), das zu einem Gegenstand wird, um dessentwillen man sogar in den Tod geht) (ebd.: 224).

Beschränkt man die Betrachtungsweise der Institutionen auf ihre funktionale Seite, so kommt man der institutionalisierten Wahrheit kaum näher. Eine solche Sicht „projiziert auf die Gesamtgeschichte eine Idee, die nicht einmal der institutionellen Wirklichkeit der westlichen kapitalistischen Welt entspricht (...), sondern nur dem Wunschbild, das der Kapitalismus von seinen Institutionen entwirft“ (ebd.: 225). Dem entspricht m.E. das Wunschbild des Patriarchalismus von geschlechtsneutralen Institutionen.

Wenn man allerdings umgekehrt in Institutionen *nur* das Symbolische erkennen möchte, so ist auch das eine projektive Verallgemeinerung (vgl. ebd.).

„Jenseits der bewußten Tätigkeit der Institutionalisierung finden die Institutionen ihren Ursprung im gesellschaftlichen Imaginären. Dieses Imaginäre muß sich mit dem Symbolischen verschränken, weil sich die Gesellschaft sonst nicht hätte ‘sammeln’ können, muß aber auch mit dem Ökonomisch-Funktionalen verbunden sein, weil sie sonst nicht hätte überleben können. Es kann sich und muß sich auch zwangsläufig in den Dienst beider stellen: Gewiß erfüllt das Imaginäre der Institutionen eine Funktion, aber auch hier wieder muß man feststellen, daß die Wirkung des Imaginären über seine Funktion hinausschießt; es ist kein ‘letzter Faktor’ (...). Aber ohne es bliebe die Bestimmung des Symbolischen ebenso wie die des Funktionalen unvollständig und letztlich unverstündlich. Erst das gesellschaftliche Imaginäre erklärt die Besonderheit und Einheit des Symbolischen. Erst aus dem gesellschaftlichen Imaginären wird ersichtlich, an welcher Zielsetzung sich das Funktionale orientiert“ (ebd.: 225f.).

In diesem Sinne ist das Anliegen politischer Institutionalisierung von Männlichkeit nicht nur in der Geschlechterforschung, sondern auch institutionentheoretisch durchaus sinnvoll zu verorten. Was hier nur rudimentär angesprochen wurde, bedürfte freilich noch gründlicherer Ausführung, um auch einschlägige Theoriebildung vorantreiben zu können.

3.2. Themenfeld: Reguläre und irreguläre Krieger, Krieger des „Politischen“

In verschiedenen gesellschaftlichen Wirklichkeitsfeldern sollen nun im folgenden Indizien für politische Institutionalisierung von Männlichkeit nachgespürt werden. Nicht zufällig soll dies zunächst an zwei gesellschaftlichen Sphären bzw. Ereignisfeldern geschehen, die zueinander in engem Zusammenhang stehen: *Krieg und Politik*. An konkreten - eben nicht gerade marginalen - politisch-historischen Figurationen aus dem klassischen Gegenstandsbereich der Politikwissenschaft - am *Krieger*, am *Partisanen* und am *Berufspolitiker* - soll dargelegt werden, was hinzugewonnen werden kann, wenn Männlichkeit in ihrer historischen Kontextualität als politisch-analytische Kategorie und wertvolle Untersuchungsdimension akzeptiert wird. Bislang dominieren in der Disziplin freilich Sicht- und Verfahrensweisen, die die Relevanz von Männlichkeit für politische Strukturzusammenhänge bloß ignorieren, sie überhaupt in Abrede stellen, oder die mit dem Code der Geschlechtsneutralität Männlichkeit wissentlich dethematisieren.

3.2.1. Der Körper Militär: eine politische Synthese aus Männerkörpern

In der Genese des neuzeitlichen Staates hatte Waffenfähigkeit politische Subjektfähigkeit hervorgebracht. Mit politischer Inklusion von Männern war auch politische Exklusion von Frauen fixiert worden. Militär und Wehrpflicht waren daher auffallende politische Innovationen des 19. Jahrhunderts. Idealisierung männlicher Waffenfähigkeit ist damals politisch unumgänglich geworden: Bis dahin war Militärdienst in der Bevölkerung ja eher als etwas betrachtet worden, das familiäre Ökonomien und Arbeitszusammenhänge bloß störte, wurden ihnen doch wichtige Arbeitskräfte entzogen. Also mußte Militärdienst politisch aufgewertet und „*unkriegerischer Habitus der Zivilisten*“ dementsprechend abgewertet werden²⁹. Die Wehrpflicht der Männer leitete eine neue Phase „*männlicher Vergemeinschaftung*“ ein: Das Militär vermittelte sich als Institution, der Männer nur angehörten, weil sie Männer waren. Unterschiede zwischen Männern schienen im Medium Militär obsolet zu werden, nicht so aber Unterschiede zu Frauen; diese wurden nun erst politikentscheidend. Im Militär fand - für alle öffentlich sichtbar - die Initiation zum Mann statt. Zudem löste das Militär Männer aus ihren privaten, nämlich familiären und sozialen Beziehungen und integrierte sie in ein „*neues, vollkommen abstraktes Referenzsystem*“ (Frevert 1996: 82): Vaterland, Nation und Staat bildeten nun den wesentlichen Bezugspunkt junger Männer. Das Militär machte also den Rekruten nicht nur zum Mann, sondern vor allem auch zum Staatsbürger (vgl. ebd.: 83). Politische und militärische Fähigkeiten wurden tendenziell kongruent, was Frauen keine politischen Chancen ließ. Das nationalsozialistische Regime perfektionierte schließlich dieses *politisierte Modell des Mannes*, der als Soldat und Staatsbürger Nation und Volksgemeinschaft nicht nur zuverlässig ergeben sein sollte, sondern sie letztlich auch *verkörperte* (vgl. ebd.). Biologischer und politischer Körper des Mannes wurden also in eins gesetzt.

Zur Charakterisierung und Analyse von Prozessen und Mechanismen der Politik wurden in politischer Ideengeschichte und Theorie immer schon gerne Kriegsmetaphern gebraucht - so etwa von Thomas Hobbes, von Max Weber oder auch von Carl Schmitt³⁰. Politik und Krieg stehen zueinander in unleugbarem interdependentem Verhältnis: Bekanntlich gilt Krieg als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln³¹. In der weitergehenden Fragestellung Ekkehart Krippendorffs wäre zudem auch nach dem „*Kriegerischen in der Politik*“ (Krippendorff 1993: 60) zu fahnden. Wir können für unser Erkenntnisinteresse ohne Bedenken fixieren: Ob Krieg oder Politik, ob Politik im Krieg, ob Politik mit dem Krieg, ob

²⁹Vgl. Frevert, Ute, Soldaten, Staatsbürger. Überlegungen zur historischen Konstruktion von Männlichkeit, in: Kühne 1996 (a.a.O.): 81.

³⁰Vgl. Hobbes, Thomas, Leviathan, Stuttgart 1970; Weber, Max, Wirtschaft und Gesellschaft, Frankfurt/M. 1972; Schmitt 1963; ders, Theorie des Partisanen. Zwischenbemerkung zum Begriff des Politischen, Berlin 1992.

³¹Vgl. Clausewitz, Carl von, Vom Kriege, Frankfurt/M. 1980.

Krieg in der Politik, in jedem Falle geht es um Formen der *Institutionalisierung* von Männlichkeit und damit um *Machtressourcen* der Männlichkeit. Krippendorff vergeschlechtlicht daher auch seine Frage, indem er der Beschäftigung mit der „*Institution Militär*“ jedenfalls die Befassung mit dem „Mann in Uniform“ *voraussetzt* (vgl. ebd.: 51), was bedeuten soll, daß das Militär letztlich als *politischer Körper* zu begreifen ist, der sich aus Männerkörpern zusammensetzt³².

Am direktesten tritt uns also politisch institutionalisierte Männlichkeit in militärischen, aber auch paramilitärischen Phänomenen entgegen (vgl. ebd.: 165; aber auch Gibson 1994). Am Militär wird die politische Symbiose aus Gewalt und Männlichkeit am offensichtlichsten (vgl. Krippendorff 1993: 48f.; Morgan 1994: 179). Im regulären Soldaten begegnet uns politisch legitimierte männliche Gewalt. Der Soldat erscheint geradezu als Inbegriff von Männlichkeit (vgl. Morgan 1994: 165), er fungiert als Symbolträger für das soziale und politische Konstrukt idealer Männlichkeit.

Politische Männerbundtheorien haben daher niemals nur Staat und Männerbund, sondern immer auch Militär und Männerbund in eins gesetzt³³. Die Imagination des Mannes in Männerbundtheorien ist immer der *männliche*, also der *soldatische* und *heroische* Mann. Nichtwaffenfähige oder Nichtwaffentragende wurden stets „als Weiber“ minderbewertet³⁴. Etymologisch stehen „taugen“ und „tauglich“ mit „germanischen“ Wortbildungen im Zusammenhang wie Tüchtigkeit, Tapferkeit, Kraft, Gewalt, Vortrefflichkeit und Tugend. Ein „Tugendbold“ war früher daher eigentlich ein „Raufbold“. Erst unter dem Einfluß des Christentums wurde das Wort „Tugend“ „sittlich“ aufgeladen und zum Gegenbegriff des „Lasters“³⁵. Auch heute werden *Wehruntaugliche*, *Wehrdienstverweigerer* oder *Zivildienstler* im Alltagsverständnis immer noch tendenziell abgewertet, sie werden als „nichttugendhafte“ - weil eben *unmännliche* - Männer betrachtet. Und alles, was nicht (oder noch nicht) männlich ist, gilt in westlich-europäischen Gesellschaften bekanntlich ohnehin als entweder *weiblich* oder eben *infantil*. Der Grat der Männlichkeit ist äußerst schmal, Abweichungen von der *Norm* der Männlichkeit werden daher in der Regel entweder mit *sozialer Ent-Männlichung* (d.h. soziales Stigmatisieren von Verhalten, Fähigkeiten oder Erscheinungsbildern als unmännlich) oder mit *politischer Ent-Männlichung* (d.h. politisches Vorenthalten von formellen Rechten, die Männern an sich zustehen) geahndet.

³²So auch Morgan, David J.J., Theater of War. Combat, the Military and Masculinities, in: Harry Brod, Michael Kaufmann (Hg.), Theorizing Masculinities, Thousand Oaks/London/New Delhi 1994: 167.

³³Vgl. Kreisky 1992.

³⁴Nachzulesen bei Max Weber 1972: 616.

³⁵Vgl. Duden, Bd. 7, Mannheim 1989: 405.

Im Gefolge der Französischen Revolution war Krieg zu einer „*Sache des Volkes*“ mutiert (vgl. Clausewitz 1980: 655). Durch Wehrpflicht rekrutierte junge Männer mußten nun massenhaft in Militärstrukturen eingebunden und konnten gleichzeitig auch als Männer *standardisiert* werden. Es ist klar, daß Militär nicht bloß irgendeine männliche Institution unter vielen anderen ist³⁶, sondern vielmehr die grundlegende *Schule der (männlichen) Nation* und damit de facto die *Schule der Nation (zum Mann)* darstellt. Das Militär gilt im sozialpsychologischen Sinne daher auch als besondere „Illusionsmaschine“, die federführend „*das Konstrukt der Männlichkeit produziert*“: Hier wird - ähnlich wie in Männerhäusern früherer oder anderer Kulturen - auch das Geheimnis gepflegt, wodurch der Mann zum Mann wird³⁷.

Zentraler Motor dieser militärischen „Illusionsmaschine“ ist der Drill. Entstanden im Zuge der *militärischen Revolution* des 18. Jahrhunderts bewirkte er nämlich, daß Massen von Männern in Bewegung gesetzt werden konnten, ohne daß sie das Warum dieser Bewegung kannten. Die Kampfziele „*bleiben dem Militär äußerlich und können deshalb auch beliebig ausgewechselt werden*“ (ebd.: 338). Dem Anschein nach zunächst erhabene *idealistische Ziele* (wie etwa Kaiser oder Vaterland) wurden mit der Zeit von trivialer *Männlichkeit* als eigentlicher und vordringlicher Kampfmotivation überlagert. Zum Überleben der Männer wurde *Kameradschaft*, mit anderen Worten: *männliche Solidarität*, prioritär und verselbständigte sich gegenüber anderen politischen Zielwerten. Krieg und Militär wurden zu neuen sozialen Orten, an denen besondere Formen *männlicher Vergemeinschaftung* erlebt werden konnten, die Männer vom banalen familiären Alltag in eine ausschließliche Männerwelt vermeintlichen Abenteuers abheben ließen³⁸.

³⁶Vgl. die Ausführungen im Abschnitt über moderne Männlichkeit, in dem der politisch-innovative Stellenwert des historischen Zusammenhangs von Waffenfähigkeit, politischer Subjektwerdung und Männlichkeit nachzuzeichnen versucht wurde.

³⁷Vgl. Erdheim, Mario, „Heiße“ Gesellschaften und „kaltes“ Militär, in: Kursbuch 1982/67: 336.

³⁸Ich teile daher nicht die Sicht von Stavros Mentzos, der Kameradschaft als Niederschlag „*zunehmender Demokratisierung der Gesellschaft*“ auch in der Sphäre von Krieg und Militär deutet (vgl. Mentzos, Stavros, *Der Krieg und seine psychosozialen Funktionen*, Frankfurt/M. 1993: 188). Eine solche Bewertung erfolgt, weil „Kameraden“ im Vergleich zu „Vorgesetzten“ *gleicher* erscheinen. Aber genau das macht auch die männerbündisch-ideologische Unterfütterung des männlichen Militärkörpers aus. Zudem war es gerade diese aus den Schützengräben des Ersten Weltkrieges stammende Kameradschaftsmentalität, die die antidemokratischen Bataillone gegen die Weimarer Republik entscheidend stärkte. War sie doch getragen vom politischen Wunsch, eine ideale staatliche Gemeinschaft nach dem Vorbild männlicher Kriegsgemeinschaft zu formen als Gegenmodell zur weiblich konnotierten Weimarer Republik (vgl. Theweleit, Klaus, *Männerphantasien*, 2 Bde., Reinbeck bei Hamburg 1987; Breuer, Stephan, *Anatomie der Konservativen Revolution*, Darmstadt 1993). An diesem Beispiel wird nachvollziehbar, was passiert, wenn die grundsätzlich geschlechtliche Konnotation des Kameradschaftsbegriffes dethematisiert und die politischen Inhalte männlicher Vergemeinschaftung wegeskamotiert werden.

Es ist aber nicht bloß „äußerer Zwang“, sondern es sind vor allem auch „libidinöse Strukturen“, die Armeen zusammenzuhalten vermögen³⁹. Jeder einzelne ist einerseits an den Vorgesetzten und andererseits an die anderen Soldaten gebunden. Identifizierung mit dem führenden Vorgesetzten läßt die bewußte Einzelpersönlichkeit schwinden, richtet Gedanken und Gefühle aus, läßt Affektivität und Unbewußtes vorherrschen. Der Männerbund Militär reproduziert sich über Initiationsriten, die die Männer eine äußerst ungleiche, hierarchische Ordnung hinnehmen lassen. Neue Rekruten werden in die Welt der älteren Männer eingeführt, in der Oben und Unten längst ausgehandelt und festgelegt sind.

Ferner muß der eintretende Rekrut hinter den Kasernenmauern die für unsere Gesellschaft übliche *Frauenrolle* erlernen. Für alles, wofür im zivilen Leben Frauen zuständig gemacht werden (z.B. Aufräumen, Putzen, Kochen), werden im militärischen Leben junge Männer in die Pflicht genommen. Außerdem gilt es, selbstlose Unterordnung und Unterwerfung unter die *Herrschaft der alten Männer* (Hierarchie) hinzunehmen:

„Nur ein Mann, welcher derart als Frau behandelt wurde, wird sich dem weiblichen Geschlecht gegenüber so verhalten können, wie es bei uns üblich ist.“ (vgl. Erdheim 1982: 343)

Alles in allem wird jungen Männern der Standpunkt vermittelt, von dem aus *Männer* die Welt zu sehen haben. Und das ist auch in *politischer* Hinsicht unabdingbar: Gilt doch Militär nicht nur als das „*Herz der staatlichen Souveränität*“ (Harold Laski, zit.n. Krippendorff 1993: 47), sondern vor allem als „*organisierter Ausdruck*“ von Gewalt. Unsere politische Kultur ist nämlich nicht nur eine patriarchalische Kultur, sondern zudem auch eine Kriegskultur, die als staatlich formierte Gewaltkultur agiert (vgl. Krippendorff 1993: 46f.).

Freilich so glatt und eindimensional, wie es hier vielleicht erscheinen mag, ist das patriarchale Kriegsmodell gewiß nicht strukturiert (vgl. Morgan 1994: 179). Auch wenn eine verblüffend eindeutige patriarchale Gewaltkontinuität konstatierbar sein mag, sind es dennoch immer wieder vor allem auch die Krisen und die Brüche in der Entwicklung, die bedeutsame Konsequenzen für militärische und politische Strukturbildungen hatten. Nachfolgend soll daher der Gestaltwandel des Militärischen und Kriegerischen im 20.

³⁹Vgl. Freud, Sigmund, Massenpsychologie und Ich-Analyse, in: ders., Studienausgabe, Bd IX., Frankfurt/M. 1974: 88.

⁴⁰Die meisten Militärhistoriker beschreiben für die Menschheitsgeschichte vier Formen des Krieges im Sinne eines historischen Ablaufschemas der Transformation: Sie unterscheiden zwischen dem "primitiven", dem heroischen oder feudalen, dem zivilisierten oder reglementierten sowie dem mechanischen Krieg. Gegenwärtig stehen wir beim atomaren oder High-Tech-Krieg. Für unseren Themenzusammenhang ist vor allem der

3.2.1.1. Militarisierung der Männlichkeit

Die seit 1814 bestehende Wehrpflichtarmee Preußens hatte „militaristische Denkweisen“ produziert, die nicht nur Brauchbarkeit und Verfügbarkeit für den Krieg, sondern auch „Anbindung des absoluten Gehorsams und der strikten Disziplin an einen loyalitätsbegründenden höheren Wert“, nämlich die Monarchie bzw. den König bezweckten⁴¹. Damit verbunden war das Konzept eines „sozialen Militarismus“ (d.h. Militarisierung vor allem der männlichen Bevölkerung), das retardierende politische (nämlich antidemokratische, antiparlamentarische) Kräfte freizusetzen vermochte. Die Wehrpflichtarmee, kurzgebunden als „Armee des Königs“, hat eine „antirevolutionäre Ideologie entwickelt, die die ‘nur-soldatischen’ Loyalitäts- und Disziplin-Begriffe überlagerte“ (ebd.). Dieser Funktion, die Soldaten und in der Folge die männlichen Untertanen überhaupt *revolutionsfest* zu machen, diente vor allem die *Entpolitisierung* der Armee, praktisch die *politische Entmündigung* der Soldaten. Das Wahlrecht wurde so konstruiert, daß es für Wehrpflichtige nicht in Betracht kam, später wurde es Längerdienenden sogar explizit entzogen⁴². Bei Fortbestehen des Wahlrechts könne der Zusammenhalt der Armee nicht garantiert werden, argumentierte man vonseiten der militärischen Führungsspitze (ebd.).

Der gezielten entmündigenden politischen *Ent-Männlichung*⁴³ der Rekruten folgte später auch eine stigmatisierend entehrende Ent-Männlichung politisch unliebsamer Kräfte in der Armee. Neben den *äußeren* Feinden des deutschen Heeres existierte plötzlich auch ein *innerer* Feind. Mit zunehmender politischer Bedeutung der Sozialdemokratie erwuchs allmählich eine neue politische Kategorie im militärischen Denken, nämlich die Formel von der „Wehrunwürdigkeit“ (ebd.: 23).

Übergang zum mechanischen Krieg von Interesse weil damit auch eine Ernüchterung im Hinblick auf die Heroisierung des Kriegers - gewissermaßen eine Prosaisierung von Männlichkeit- eingeleitet wurde.

41 Vgl. Messerschmidt, Manfred, „Zur Aufrechterhaltung der Manneszucht“. Historische und ideologische Grundlagen militärischer Disziplin im NS-Staat, in: Norbert Haase, Gerhard Paul (Hg.), Die anderen Soldaten. Wehfkraftersetzung, Gehorsamsverweigerung und Fahnenflucht im Zweiten Weltkrieg, Frankfurt/M. 1995: 19f.

42 Also auch in dieser Hinsicht bestand eine strukturelle Analogie zwischen Soldaten und Frauen (vgl. Erdheim 1982: 343); beide waren in politischer Hinsicht ohne Rechte.

43 Nur Männer konnten, wie zuvor ausgeführt, im modernen Staat politische Subjekte sein. Wurde nun einigen von ihnen dieser Status entzogen, so ist dieser politische Vorgang als *Ent-Männlichung* zu beschreiben, zumal diese Männer ja dann in den politisch subjektlosen Status von Frauen zurückfielen, ihnen also ihr *politische Männlichkeit* genommen wurde (vgl. auch meine Unterscheidung zwischen sozialer und politischer Ent-Männlichung).

3.2.1.2. Entheroisierung kriegerischer Männlichkeit

Ab dem Ersten Weltkrieg ist auf Grund fortschreitender Waffen- und Rüstungsentwicklung eine Transformation des Krieges beobachtbar. Krieg wurde tendenziell zu technischer Auseinandersetzung zwischen Geräten und Anlagen. Der Kampf von Mann zu Mann in den traditionellen Formen existierte in der Realität dieses Krieges immer weniger. Damit ist dem Soldaten, der in einen bloßen *Maschinisten* der Vernichtung verwandelt wurde, freilich auch die traditionelle *Aura des Heroischen* abhanden gekommen. Bemerkenswert ist auch, daß zur gleichen Zeit in *regulären* Armeen Kriegsneurosen stark im Zunehmen waren. *Kriegsneurotiker* wurden freilich als *Feiglinge* und *Simulanten* minderbewertet, sie sollten einfach nicht als Männer gelten dürfen: Eine eigene wissenschaftliche Disziplin, die *Militärpsychiatrie*, wurde etabliert, um sie zu entlarven, zu disziplinieren und für den Krieg wiedereinsatzbar zu machen.

Nach dem Ersten Weltkrieg hatte man die deutsche Niederlage den „Mächten der Zersetzung“ zugeschrieben, nämlich Marxisten, Juden, Deserteuren und „Kriegsneurotikern“ (vgl. Messerschmidt 1995: 35). In dieser Sicht war der mythische „Frontkämpfer“ von „Etappenschweinen“, „Drückebergern“, „Minderwertigen“ und „Versagern“ verraten worden (vgl. ebd.: 34f.). So wurde der „Minderwertige“ zum „politischen Feind“. Das Bild des Deserteurs, „Zersetzers“ und Verweigerers wurde *entindividualisiert* und zu einem „politisch negativ besetzten Typus“ herabgewürdigt (vgl. ebd.: 35), weil er Verrat an der männlichen Wertegemeinschaft übt.

3.2.1.3. Politische Konversion normaler Männlichkeit in brutalisiertes soldatisches Verhalten:

Die Deutsche Wehrmacht bietet ein überaus extremes Beispiel der Institutionalisierung von Möglichkeiten politischer Konversion *normaler* Männlichkeit in brutalisiertes soldatisches Verhalten. Die gesellschaftliche Tendenz zur Ineinssetzung von *Soldatsein* und *Seinen-Mann-Stehen* wurde geradezu extremistisch realisiert.

Die Nationalsozialisten übten sich dabei in „geschickter Verknüpfung“ deutsch-preußischer militärischer Traditionen mit neuen Methoden der Armee- und Kriegsführung (vgl. ebd.: 32).

Die Wiedereinführung der Allgemeinen Wehrpflicht wurde durch flankierende Maßnahmen gegen potentielle „Unruheherde“ in der Armee abgesichert. Kriegsgegner und „zersetzende Elemente“ sollten von vornherein isoliert und ausgesondert werden (vgl. ebd.: 67). Nach Ausschaltung aller Gegenkräfte sollte aus Deutschland eine militarisierte „Volksgemeinschaft“ mit männerbündischen Basisstrukturen werden. Wer diese vorgeblich konsensuale „Front der Gemeinschaft“ gefährdete, wurde zum „Gemeinschaftsschädling“ erklärt. Militärische Vergehen waren leicht und gut als Angriffe auf den männlichen Wertekatalog soldatischer Pflichten zu deuten: „Gefährdung der Manneszucht“ galt daher als - ein häufig von Militärjustiz und der ihr willfährig zur Seite stehenden Militärpsychiatrie⁴⁴ geahndeter - Fehltritt gegen die ideologischen Werte der deutschen „Volks- und Wehrgemeinschaft“ (vgl. Messerschmidt 1995: 34).

Die meisten deutschen Wehrmachtssoldaten machten ihre Kriegserfahrungen an der Ostfront. Und genau für diesen Ort des Krieges ist ein Paradox besonderer Art zu konstatieren: Einerseits war die Deutsche Wehrmacht zwar zunächst zentrales Moment im allgemeinen Prozeß der Modernisierung, andererseits erlebten dann aber die Truppen an der Front „tiefgreifende Entmodernisierung“⁴⁵. Wegen des massiven Ausfalls von Geräten und Maschinen hatten die *Männer* „unter äußerst primitiven Bedingungen zu leben“ (ebd.: 35). Für den einzelnen Soldaten war die Technik des Krieges längst „*kein Verbündeter mehr, sondern ein Feind*“ (ebd.: 46). Und die Abneigung gegen todbringende Technik nahm zu, als die Männer sie gegen sich selbst gerichtet erfuhren. Das „*alte, romantische Bild des Krieges*“ war erschüttert, oder, wie ein Offizier es damals festhielt, „*dieses Schlachtfeld hat nichts Heroisches*“ (zit. n. Bartov 1995: 47).

Unmöglichkeit der Flucht, Gefühle von Isolation und Verlassenheit erzeugten eine „*neue Auffassung von Heldentum*“ (ebd.: 48). Verachtung für traditionelle Autoritäten und Werte verband sich mit einem Bedürfnis nach der Auslöschung sowie des Feindes sowie der eigenen. *Idealisierung* erschien als einzige Möglichkeit des Umganges mit dieser Realität. Der Kampf wurde daher zu einer *Sache an sich* gemacht, der nunmehr als *realisierter* Idealismus erscheinen mußte.

Die Kohäsion des Heeres in Form besonderer Bindung und Loyalität zur jeweiligen Einheit (*Korpsgeist*) war in Deutschland traditionell über Rekrutierung nach Regionen oder

⁴⁴Vgl. Klausch, Hans-Peter, „Erziehungsmänner“ und „Wehrunwürdige“. Die Sonder- und Bewährungseinheiten der Wehrmacht, in: Haase, Paul 1995 (a.a.O.): 69.

⁴⁵Vgl. Bartov, Omer, Hitlers Wehrmacht. Soldaten, Fanatismus und die Brutalisierung des Krieges, Reinbeck bei Hamburg 1995: 32.

Wehrkreise hergestellt worden (vgl. ebd.: 52f.). Der Soldat sollte in seiner Einheit „eine Art Heimat“ erkennen, in die er immer wieder zurückkehren konnte. Die Einheit war eine „soziale Gruppe von Männern“, die also der Soldat „kannte und denen er vertraute“ (ebd.: 53). Deutsche Offiziere sollten ihre Männer nicht nur ins Gefecht führen, sondern ihnen auch das Gefühl geben, „Teil einer Familie zu sein, wenn auch einer sehr hierarchisch geordneten und disziplinierten“. Nicht selten sprachen Offiziere ihre Männer auch als „Kinder“ an (ebd.).

Von manchen Historikern wird daher der Zusammenhalt in der Deutschen Wehrmacht nicht vorrangig auf „abstrakte Ideen“ zurückgeführt, sondern stärker auf die „konkrete und klar bestimmbare soziale Ordnung“, die für enge persönliche Beziehungen zwischen den Soldaten in einem Gefüge von „Primärgruppen“ sorgte⁴⁶. Zahlreiche deutsche Soldaten kämpften „nicht aus dem Glauben an die Nazi-Ideologie heraus“, sondern weil sie sich als Mitglieder „einer geschlossenen, gut geführten Gruppe“ fühlten, „deren Aufbau, Verwaltung und Arbeitsweise alles in allem als (...) unparteiisch und gerecht empfunden wurde“⁴⁷.

Latente männerbündische Strukturen und Mechanismen scheinen in vielen Fällen vor manifesten nationalsozialistisch-ideologischen Bindungen rangiert zu haben. Es ist allerdings überaus schwierig, dieses fatale Amalgam aus militärischer Kameraderie und Mittäterschaft am nationalsozialistischen Gesamtwerk so aufzulösen, daß auch eine reihende Verantwortlichkeit der bloßen Bindung an Kameraden oder aber der Loyalität zu Zielen und Werten des Nationalsozialismus möglich wird⁴⁸. Fest steht, daß es ganz normale Männer in Polizei- oder Wehrmachtsuniform waren, die als Teil der nationalsozialistischen Brutalisierungsmaschinerie gewirkt haben. Das Verbrecherische dieses Krieges hat den Männern allerdings auch den kriegsüblichen Lohn der Heroisierung genommen, also steigerten sie sich paradoxerweise in eine entheroisierte Opferrolle: Nur aus ihr heraus konnten sie folgenlos weiterhin vom Krieg schwärmen, gleichzeitig hoben sie sich dadurch jedoch kaum noch von unheldenhafter ziviler Bevölkerung ab. Was ihnen die Realität des Krieges an Ehre versagt hat, das gaukeln sie sich in der Nachkriegsära zumindest in Ritualen und Zeremonien von Kameradschafts- und Soldatenverbänden vor.

Den engen Zusammenhang zwischen militarisierter Männlichkeit und den Gewaltverbrechen des Nationalsozialismus⁴⁹ als System leugnen zu wollen, bedeutet, gesellschaftlicher

46Vgl. Shils/Janowitz, 1948, zit.n. Bartov 1995 (a.a.O.): 54.

47Van Creveld, 1991, zit.n. Bartov 1995 (a.a.O.): 55.

48Dieser Aspekt ist es auch, der das Thema der Beteiligung der Deutschen Wehrmacht an den nationalsozialistischen Verbrechen so brisant, mithin schwer rational diskutierbar macht (vgl. die Turbulenzen um die Wehrmachtsausstellung des Hamburger Instituts für Sozialforschung in Deutschland und Österreich).

49Das soll freilich nicht heißen, den Nationalsozialismus als männliches Phänomen zu fassen, an dem Frauen

Verantwortlichkeit für die politische Vergangenheit zu entfliehen. Die seit der Jahrhundertwende unübersehbare Hegemonie militarisierter, gewalttätiger und heroisch ideologierter Männlichkeitsbilder hat aber gewiß den Boden mit aufbereitet für Möglichkeiten politischer Verwertbarkeit von Männlichkeit für die verbrecherischen Ziele des Nationalsozialismus. Es gibt demnach in Deutschland und Österreich nach wie vor ein mehr oder weniger verborgen gehaltenes Interesse am Überdauern der Erinnerung an die vermeintlich männlich-heroischen Abenteuer des Krieges.

3.2.2. Partisanen: ein politologischer Abgesang auf die letzten Heroen der Politik

Im 20. Jahrhundert ging also der Soldat regulärer Truppen offensichtlich des Nimbus des Heroischen und Politischen tendenziell verlustig. Moderne Partisanen - „irregulär“ kämpfend, taktisch besonders beweglich, politisch intensiv engagiert und zudem „tellurischen Charakters“, d.h. „bodenverbunden“ im Sinne spezieller „Verortung“, also einer räumlichen „Begrenzung der Feindschaft“ - schienen dem *regulären* Soldaten den Heldenrang abzulaufen⁵⁰. Der Partisan wurde aus politologischer Sicht zu einer „*grundsätzlich neuen Gestalt der politischen Geschichte*“⁵¹, wengleich er konzeptuell als residuale Größe aus der konventionellen Spannung von Kriegs- und Staatsbegriff geschneidert war (vgl. ebd.).

Hatte man noch im 19. Jahrhundert allgemein davon gesprochen, daß „*die Montur den Mann macht*“, so illustriert dieses Diktum nunmehr, daß die Uniform das *Essential* des militarisierten Mannes darstellt. Darauf spielt auch Carl Schmitt an, wenn er *Regularität* an einem Minimalkriterium festzumachen sucht, indem er ausführt, daß

„(d)er reguläre Charakter (...) sich in der Uniform des Soldaten (bekundet), die mehr ist als ein Berufsanzug, weil sie eine Beherrschung der Öffentlichkeit demonstriert und mit der Uniform auch die Waffe offen und demonstrativ zur Schau getragen wird.“ (ebd.: 21)

Bewaffnete Männer galten in der Neuzeit als *regulär*, wenn und weil sie Soldaten eines Herrschers bzw. eines territorial definierten Staates waren. Die scheinbar so bequeme begriffliche Ineinssetzung von Waffenfähigkeit, politischer Subjektqualität und männlicher Vergeschlechtlichung wird hinfällig und löst sich unter der Hand auf, wenn die soziale

keinen Anteil gehabt hätten.

⁵⁰Vgl. Schmitt 1992: 21f. und 26.

⁵¹Llanque, Marcus, Ein Träger des Politischen nach dem Ende der Staatlichkeit: Der Partisan in Carl Schmitts politischer Theorie, in: Münckler 1990 (a.a.O.): 61.

Gruppe der Männer gespalten wird in *reguläre* und *irreguläre* Waffenträger⁵². Dann taugt Waffenfähigkeit und Waffenträgerschaft alleine nicht mehr zur Abgrenzung politisch definierter Männlichkeit vom politisch konstruierten Gegenbild der Weiblichkeit. Wenn zudem dann auch noch die Kriterien des Politischen unter der Hand zerrinnen, so bedarf es ohne Zweifel neuer Theoretisierungen, also „*neuer Begriffe oder der Umwandlung der alten*“ (Llanque 1990: 61). Die Unerläßlichkeit einer politischen Theorie des Partisanen zu Beginn der sechziger Jahre (vgl. Schroers 1961; Schmitt 1992/1963) ist als ein solches Indiz zu deuten, das mitnichten nur an der damaligen Aktualität von Partisanenkämpfen oder der Bedeutung des Kalten Krieges festzumachen wäre. Vielmehr scheinen zu jener Zeit doch auch bislang festgefügte konventionelle Wertestrukturen ins Wanken geraten zu sein. Der Partisan war nicht zuletzt auch deshalb als politischer Typus anzuerkennen, weil er noch das Heroische verkörperte, das es in einer maskulinen Welt jedenfalls zu bewahren galt. Der *Mann* im Partisanen ist es, der ihn - wie Schmitt es sah - gegen Vereinnahmung durch das Völkerrecht⁵³ oder gegen Instrumentalisierung durch revolutionäre Ideologien aufbäumen läßt. Der Partisan ringt um sein Selbstverständnis als politischer Typus, indem er sein eigenes Recht setzt, das er aus eigener Legitimität schöpft (vgl. Llanque 1990: 62). Es kommt also „die idealtypische Gestalt des Partisanen (zum Vorschein), worin Schmitt die residuale Position eines letzten ‘wirklich’ politischen Wesens der Gegenwart erkennen zu können scheint.“ (ebd.: 63)

Eine gewisse Koinzidenz der politischen Figur des Partisanen als authentisches *politisches* Wesen mit dem mystischen Bild vom „wildem“, also ursprünglichen, wirklich authentischen Mann der neuen spirituellen Männerbewegung (vgl. Bly 1990) ist durchaus erkennbar.

„*Schußziel*“ des modernen Partisanen, als dessen besonderes Kriterium bei Schmitt *sein politischer Charakter*“ gilt, ist „*der feindliche Soldat in Uniform*“ (Schmitt 1992: 21). Dessen politische Bindung erscheint im Vergleich zum „regulären“ Soldaten „total“:

„*Andere Gruppen und Verbände, insbesondere auch der heutige Staat, vermögen ihre Mitglieder und Angehörigen nicht mehr so total zu integrieren wie eine revolutionär kämpfende Partei ihre aktiven Kämpfer erfaßt.*“ (ebd.)⁵⁴

52 Das ist selbstverständlich auch bereits mit der Einführung des Begriffs der "Wehrunwürdigkeit" geschehen: Auch hier ging es um Ausgrenzung eines Teils der Männer, womit auch ihre soziale Ent-Männlichung verknüpft war.

53 Ich vermute darin die Sicht, daß Verrechtlichung - auch jene durch das Völkerrecht - implizit der Zähmung *naturwüchsiger* Gewalt - oder mit Schmitts Worten: der "Hegung des Krieges" - und damit tendenziell einer *Ent-Heroisierung*, mithin *Ent-Männlichung*, gleichkommt. Das Vorenthalten politischer Rechte kann ebenso wie der Prozeß der Ver-Rechtlichung Effekte von Ent-Männlichung aufweisen.

54 An dieser Stelle bleibt zu vermerken, daß Carl Schmitt in diesem Text, der auf 1962 im Franco-Spanien gehaltenen Vorträgen beruhte, zu vertreten versuchte, daß der "totale Staat" gar nicht das eigentliche Problem

Mit dem neuzeitlichen Staat waren ja - wie zuvor auch ausgeführt - politische und militärische Fähigkeiten tendenziell kongruent geworden. Der Nationalsozialismus hatte, wie wir gesehen haben, dieses aus dem 19. Jahrhundert stammende Modell des *politischen Mannes* schließlich für seine Zwecke benutzt und noch weiter perfektioniert: Als Soldat und Staatsbürger sollte der Mann zu Nation und Volksgemeinschaft nicht nur loyal sein, sondern sie letztlich auch „verkörpern“. Der ideale Staatskörper war, weil militärisch fundiert und militärisch legitimiert, ausschließlich männlichen Geschlechts. Diese totale Kongruenz politischer und militärischer Fähigkeiten, die noch dazu eine absolut geschlechtliche war, schien mit und nach der Katastrophe des Nationalsozialismus in ihren ideologischen Grundfesten erschüttert. An Militarismus ließ sich politischer Heroismus nicht länger mehr hochziehen; andere militärische Phänomene sollten also erhalten, heroische und soldatische Männlichkeit als politische zu konservieren.

Herfried Münkler meint demnach, daß „*der Partisan*“, der vermutlich nach wie vor mit eigentlich „*veralteten*“ Waffen kämpft, zum „*letzten potentiellen Helden*“ wurde: „*Er zieht, (...), jene libidinösen Energien auf sich, die sonst keine Objekte mehr zu finden vermögen*“⁵⁵. Herfried Münkler urgiert die Notwendigkeit politikwissenschaftlicher Analysen zur „*chamäleonhaften Gestalt*“ des Partisanen (Münkler 1990: 7). Das „Begreifen“ des Phänomens erscheint Münkler deshalb so schwierig, weil sich Partisanen - unabhängig davon ob sie in „*revolutionärer*“ oder „*konterrevolutionärer*“ Absicht handeln - „*den Regeln ihrer Kampfweise entsprechend, der Umgebung anpassen, angleichen; nur für einen kurzen Augenblick, im Überfall, im Feuergefecht, geben sie sich als Partisanen zu erkennen, um sich danach durch Anpassung sogleich wieder unkenntlich zu machen.*“ (ebd.)

Partisanen nehmen also viele und in vielerlei Hinsicht auch nur „*transitorische*“ (Partisan/regulärer Soldat) Gestalten an (vgl. Münkler 1990: 16). Obwohl ihre „*heroische Entscheidung*“ zum Kampf immer auch ein Ausbrechen aus der „*auf Sicherheit bedachten bürgerlichen Welt*“ (Münkler 1990: 11) bedeutet, agieren Partisanen dennoch eigentlich als im Grunde bloß nicht identifizierbare Teile der zivilen Gesellschaft. Diesen Aspekt des „*Transitorischen*“ spricht Münkler aber nicht an, obwohl doch gerade diese strukturelle

sei, "daß heute nicht der *Staat* als solcher, sondern die revolutionäre *Partei* als solche die eigentliche und im Grunde einzige totalitäre Organisation darstellt" (Schmitt 1992: 21f.). In diesem Gedanken verbergen sich vermutlich auch Schmitts Wünsche nach Rehabilitation in Bezug auf Dinge, die er um und nach 1933 formuliert hatte. Implizit könnte diese Äußerung daher auch meinen, die damaligen staatstotalitären Ideen Schmitts für Deutschland, nämlich die 'Weiterentwicklung des totalen Staats in Deutschland' (1933), hätten durchaus hehre Vorstellungen beinhaltet, verwerflich war lediglich die politische Realität der totalitären NSDAP.

⁵⁵Münkler, Herfried (Hg.), *Der Partisan. Theorie, Strategie, Gestalt*, Opladen 1990: 11, Münkler in Anlehnung an Jünger, Ernst, *Der Waldgang*, Stuttgart 1951: 78, vgl. Münkler 1990 (a.a.O.): 20.

„Ununterscheidbarkeit“ von Partisanen und Nicht-Partisanen, das „Nichterkennenkönnen“ des Feindes, zum eigentlich strukturellen Problem „regulärer Armeen“ wird. Militärtheoretiker formulieren daher gerne, daß Partisanen „*die Bevölkerung als Geisel*“ nehmen und „*die Zivilisten als Schild*“ benützen (ebd.).

Münklers Buch heißt nicht schlicht und einfach „Die Partisanen“, was ja noch beide Geschlechter sprachlich zulassen würde, sondern „Der Partisan“. Erst die männliche Umcodierung schafft offensichtlich die Einfallsschneise für eine Heroisierung des Phänomens. Münkler mißachtet dadurch aber alle historisch-empirischen Wahrheiten und *vergeschlechtlicht* implizit das Partisanentum: Er thematisiert nämlich nicht die empirische Realität von Partisanenkriegen, denn dann müßte er auch einen nicht unerheblichen weiblichen Anteil an fast allen empirisch-historischen Erscheinungsformen von partisanischem Widerstand bemerken. Der Partisanenkrieg ist ein „*Krieg der Schwachen*“ (vgl. Münkler 1990: 26), der daher alle Ressourcen mobilisieren muß, d.h. selbstverständlich auch Integration weiblicher Fähigkeiten und Kräfte. Partisanenformationen kennen daher im Gegensatz zu vielen *regulären* Armeen zumeist keinen rigiden Frauenausschluß. Im Gegenteil, um in der zivilen Gesellschaft dauerhaft und wirkungsvoll klandestin handeln zu können, bedürfen Partisanen gerade auch des Potentials der Frauen.

Münkler schreibt also mit seiner politikwissenschaftlichen Sichtweise des Partisanenphänomens längst überholt geglaubte männlich-politische Heldenmythen fort. Er thematisiert in seiner Arbeit zwar auch die Tatsache, daß Partisanen sich materiell und ideell aus der Bevölkerung „reproduzieren“ können und damit „beweglicher“ als „reguläre“ Armeen sind (vgl. Münkler 1990: 21); er übergeht dabei jedoch vollständig, daß diese sogenannte „Unterstützung durch die Bevölkerung“ (Verpflegung, Nachschub, Schutz, Verstecken, Ablenkung, Aufrechterhaltung der ökonomischen und erzieherischen Kontinuität der Familien der Partisanen) in Wirklichkeit überproportional auf Arbeit und Kraft von Frauen beruht. Opfer und Risiken gehen eben nicht nur kämpfende heroische Partisanen ein, unter großen Opfern und in dauerndem Risiko - weil *immobil* und daher der direkten Repression durch Polizei und Militär unmittelbar ausgesetzt - leben auch Frauen, die das für erfolgreiche Partisanentätigkeit unbedingt notwendige soziale Geflecht, also das sogenannte soziale und wirtschaftliche *Umfeld*, abgeben.

Ohne es sich offenbar eingestehen zu wollen, interessiert sich zu Beginn der neunziger Jahre der Politologe Herfried Münkler - konform zu Carl Schmitts Sicht der frühen sechziger Jahre - eigentlich vor allem für die Konservierung des traditionell soldatischen Moments im

Partisanen: Wir charakterisieren in unserem Kontext dieses politikwissenschaftliche Interesse als heimliches Interesse am Überdauern unberührter heroischer Männlichkeit.

3.2.3. „Politik als Männerberuf“⁵⁶, Politik als Männerbund

3.2.3.1. Die Macht der Bilder: Max Weber als sexistischer Theoretiker der Berufspolitik

Nur ein bestimmtes Segment und eine bestimmte Inszenierung von Politik wird in unseren Breiten als Politik wahrgenommen und auch als solche bezeichnet. Max Weber gilt gemeinhin als Theoretiker der Berufspolitik des 20. Jahrhunderts. Seine Bestimmung von Politik als „*Streben nach Machtanteil oder nach Beeinflussung der Machtverteilung*“⁵⁷ war theoretischer Reflex auf Veränderungen im politischen Geschehen unter Bedingungen einer schwierigen Transformation hin zu Massendemokratien. Weber vermittelt uns aber mehr als bloße Überhänge aus früheren, vor-demokratischen Politikkonzeptionen. Weber ist nicht nur Theoretiker der Berufspolitik, er ist vielmehr, wie zu zeigen sein wird, sexistischer Theoretiker der Berufspolitik.

Nur die „Leitung“ oder „Beeinflussung der Leitung“ eines „politischen Verbandes“, also eines Staates, nennt Max Weber „Politik“ (ebd.: 7). Mit dieser Festlegung hat er nachhaltig Weichen für das staats- und institutionenzentrierte Politikverständnis des 20. Jahrhunderts gelegt. Er hat sich von einem weiten Begriff von Politik distanziert, weil das ja sogar die „*Politik einer klugen Frau, die ihren Mann zu lenken trachtet*“, umschließen würde (vgl. ebd.).

Politisches Handeln im Sinne der Beeinflussung der Machtverteilung erfolgt „*hauptberuflich*“, „*nebenberuflich*“ (ebd.: 14) oder „*ehrenamtlich*“ (ebd.: 17). Spätestens seit Max Weber ist uns „*Politik als Beruf*“ ein vertrautes Konzept eines vor allem männlichen Lebensentwurfes des 20. Jahrhunderts. Anschaulich hat Weber entfaltet, wie man

56 Gegenwärtig laufen in der internationalen feministischen Politikwissenschaft zahlreiche Versuche des historisch-systematischen, empirischen sowie theoretischen Nachweises der "Männlichkeit der Politik" (vgl. stellvertretend für viele andere: Schöler-Macher 1991 und 1994). Ich kann diesen Forschungsstand nur selektiv und torsoartig berücksichtigen und möchte hier in erster Linie Max Webers Vorstellungen feministisch ausbuchstabieren, weil er mir für den Themenbereich der sogenannten "Berufspolitik" nach wie vor ein fast absolutes theoretisches Erklärungsmonopol zu haben scheint. Würde man eine Statistik der Zitationen in Analysen zur "Berufspolitik" erstellen, so bin ich ganz sicher, daß Weber als Theoretiker der Berufspolitik nach wie vor absolut an der Spitze rangieren würde.

57Weber, Max, Politik als Beruf, Berlin 1987: 8.

„aus der Politik“ seinen „Beruf“ machen, „von“ der Politik also leben kann (ebd.: 15) und wie sich überhaupt die Politik zu einem regelrechten „Betrieb“ entwickelt hat (ebd.: 22). Diese Professionalisierung von Politik hat er für uns plausibel mit der Modernisierung des Staates in Zusammenhang gebracht⁵⁸.

Was Weber allerdings ausgespart hat, ist die Tatsache des faktischen und sogar ideellen Ausschlusses von Frauen aus dem Beruf Politik. Weber kennt für seine Argumentationsgänge überhaupt nur drei Frauentypen: nämlich „die Ehefrau“, „die Gemüsefrau“ und „alte Weiber“. Weder thematisiert Weber den Frauenausschluß als demokratiepolitisches Problem, noch kommen ihm seine beschreibenden Kategorien oder hoch bewerteten politischen Tugenden in irgendeiner Weise verdächtig oder maskulinistisch verzerrt vor. Weber spricht in einem Zuge vom „Beruf“, der „Berufung“ und dem „Charisma des ‚Führers‘“ der „Hingabe seines Anhangs: der Jüngerschaft, der Gefolgschaft“ (ebd.: 10), der „Sachlichkeit und Ritterlichkeit“ (ebd.: 55), der „Brüderlichkeit“ (ebd.: 67) und dem „Helden“ der Politik (ebd.). „(D)as Kriegerische in der Politik“ (Krippendorff 1993: 60) steht in Webers Wahrnehmung im Vordergrund, demgemäß beschreibt er Politik vornehmlich in Metaphern des Kampfes, des Krieges und der Jagd: Politik wird als „Wahlschlachtfeld“ dargestellt (ebd.: 40), Parteien werden als „reine Stellenjägerorganisationen“ (ebd.: 43) und Ämter als „Beuteobjekte“ (ebd.: 42) etikettiert, alles in allem also als eine nach männlichen Erfahrungen und Bedürfnissen verfaßte und genormte Erlebnis- und Abenteuerwelt.

Im Zuge der Darstellung der Entwicklung politischer Vergemeinschaftung transportiert Max Weber, ohne auch nur ansatzweise relativierende oder kritische Überlegungen anzustellen, den vorurteilsbeladenen Bewußtseinsstand zeitgenössischer Männerbundtheorien samt ihrer frauenausschließenden Sicht der Verknüpfung von Krieg und Politik: „Als politische Volksgenossen erkennt der Waffentragende nur den Waffentüchtigen an. Alle anderen, Nichtwaffengeübte und Nichtwaffentüchtige, gelten als Weiber“ (Weber 1972: 616).

Für die Welt politischen Handelns postuliert Weber - eigentlich gar nicht überraschend - eine andere Ethik. In seiner die Geschlechterdifferenz karikierenden Frage ist sein männliches Interesse sowie sein männlicher Blick kaum zu übersehen:

„(I)st es denn wahr: daß für erotische und geschäftliche, familiäre und amtliche Beziehungen, für die Beziehungen zu Ehefrau, Gemüsefrau, Sohn, Konkurrenten, Freund, Angeklagten die inhaltlich gleichen Gebote von irgendeiner Ethik der Welt aufgestellt werden könnten?“ (Weber 1987: 55)

⁵⁸Vgl. Beyme, Klaus von, Die politische Klasse im Parteienstaat, Frankfurt/M. 1993: 120.

So erscheint seine Unterscheidung von „*gesinnungsethischen*“ und „*verantwortungsethischen*“ Maximen des Handelns eigentlich nur als konsequente Fortführung der gespaltenen Erfahrungswelt (vgl. ebd.: 57). Webers Sicht der Differenz ist jedoch keineswegs eine gleichwertige oder gleichrangige, sie vermittelt vielmehr eine überlegte Matrix der Über- und Unterordnung von Wertigkeiten.

Jeder - auch noch so „bescheidene“ - „Berufspolitiker“ partizipiert nach Webers Verständnis an Macht über Menschen. Er verfügt deshalb über ein Gefühl von Geschichtsmächtigkeit, was ihn „*über den Alltag hinausheben*“ läßt (ebd.: 50f.). Aber nun stellt sich für Weber eine dringliche „*ethische Frage*“: Welcher Qualitäten bedarf dieser Mensch dazu eigentlich? Was für ein Mensch muß er sein, „*um seine Hand in die Speichen des Rades der Geschichte legen zu dürfen*“ (ebd.: 51)? Erst leidenschaftlicher, verantwortlicher und distanzierter „*Dienst an einer ‘Sache’*“ (ebd.) macht den Politiker. „*Politik wird mit dem Kopfe gemacht, nicht mit anderen Teilen des Körpers oder der Seele*“ (ebd.).

Wenn aber Weber für den Beruf Politik erforderliche Qualitäten hervorkehrt, bedient er sich gerne der Weiblichkeit als Allegorie zur Indizierung von Unfähigkeit und Unangemessenheit:

„Statt nach alter Weiber Art nach einem Kriege nach dem ‘Schuldigen’ zu suchen - wo doch die Struktur der Gesellschaft den Krieg erzeugte -, wird jede männliche und herbe Haltung dem Feinde sagen: ‘Wir verloren den Krieg, - ihr habt ihn gewonnen. Das ist nun erledigt: nun laßt uns darüber reden, welche Konsequenzen zu ziehen sind entsprechend den sachlichen Interessen, die im Spiel waren, (...)’.“ (ebd.: 55)

Der *sachlichen* Seite politischen Handelns entspricht freilich nur die Imagination des männlichen *Geschlechtscharakters*. Das ist dann das von Weber eingeforderte nötige „*Augenmaß*“ des Politikers, die „*Fähigkeit, die Realitäten mit innerer Sammlung und Ruhe auf sich wirken zu lassen*“, also: die „*Distanz zu den Dingen und Menschen*“ (ebd.: 51).

Distanz hat in Webers Denkmodell also das unbedingte Monopol auf Sachlichkeit, während Nähe zu Menschen oder zu Dingen augenscheinlich für Politik disqualifiziert. Daß diese Unterscheidung nicht nur geschlechtsspezifisch untermauert, sondern auch in einer entsprechenden Bewertungshierarchie positioniert ist, ist nicht zu übersehen. Weit verbreitetes - oft sehr folgenreiches und inhumanes - männliches Verhalten wird nicht problematisiert, sondern unter der Hand zum richtigen politischen Verhalten verklärt und verabsolutiert. Obwohl Max Weber eigentlich nur sehr selten ausdrücklich von Männern spricht, bezieht er sich ausschließlich auf die Spannweite männlicher Erfahrungswelten. Die

enge und starre Verknüpfung zwischen männlichem und politischem Denken ist kaum zu übersehen⁵⁹.

Für Weber war es selbstverständlich, daß *Realpolitik* Sache von Männern ist. Er lebte und arbeitete in einem intakten und durchaus kohärenten patriarchalen Zusammenhang. Und so hatte er auch wenig Grund, dieses Faktum zu verschleiern, wenngleich es ihn auch nicht zu spezieller Kritik anstachelte. Die politische Geschlechterteilung ging für Max Weber, eine der zentralen Leitfiguren politischen Denkens im 20. Jahrhundert, völlig in Ordnung (vgl. Roth 1989). Sein Verdienst bestand darin, einen empirischen Trend der Politik bezeichnet zu haben. *Professionalisierung* der Politik hat jedoch zwei Seiten: Einmal bedeutet sie *Einschließung* von Menschen in das Berufsfeld Politik über vermeintliche *Qualifikation*, wobei freilich die übliche Definitionsmacht zumeist in der maskulinen Wertehegemonie wurzelt; andererseits impliziert Professionalisierung freilich auch Abdichtung des Berufsfeldes durch Ausschließung von nach dem männlichen Wertekonsens angeblich *Unqualifizierten*, mithin kann sich eine männlich-homogene „*politische Klasse*“ (vgl. Beyme 1993: 120f.) herausbilden.

3.2.2.2. Die Ebene der Institutionen: Politik als Männerbund

Gilt es, eine Phänomenologie der Politik zu zeichnen, so ist es vermutlich das Auf und Ab von Männerfreundschaften, das ein solches Bild maßgeblich gestalten müßte. Egal von welchem gesellschaftlichen oder politischen System die Rede ist, immer sind es Konjunktur- und Krisenverläufe von Männerbeziehungen, die die tagespolitische Dynamik überproportional bestimmen, ohne daß dieses Faktum aber auch als solches benannt wird. Man könnte in Männerbeziehungen fast die *invisible hands* der Politik sehen. Naheliegenderweise gibt es daher auch Konzeptualisierungsversuche, die Freundschaft als politische Kategorie zu fassen trachten⁶⁰.

Gerade elitäre antidemokratische Ideologien der Zwischenkriegszeit künstelten (männliche) Freundschaft und Kameradschaft zu elementaren Bausteinen staatlich-politischer Ordnung. „*Von der Kraft des Kriegserlebnisses her wurde eine neue Politik projiziert*“⁶¹. Die Schützengräbengemeinschaft des Ersten Weltkrieges, also die Männergemeinschaft der

⁵⁹Genauer dazu: Bologh, Roslyn Wallach, *Love or Greatness. Max Weber and masculine thinking - feminist inquiry*, Boston 1990.

⁶⁰Vgl. u.a. Sombart, Nicolaus, *Männerbund und politische Kultur in Deutschland*, in: Joachim H. Knoll, Julius H. Schoeps (Hg.), *Typisch deutsch: Die deutsche Jugendbewegung*, Opladen 1988, S. 155-176.

⁶¹Sontheimer, Kurt, *Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik. Die politischen Ideen des deutschen Nationalismus zwischen 1918 und 1933*, München 1992: 93.

Front, wurde in Deutschland im nachhinein idealisiert und zur „echt-männlichen“ politischen Alternative zur im Gang befindlichen „weiblich-romantischen“ demokratisch-republikanischen Veränderung stilisiert. Nur Männergemeinschaft und Männerfreundschaft konnten ein Modell abgeben für einen neuen deutschen Staat und eine vollkommener Ordnung menschlichen Zusammenlebens.

Auf diesem Erfahrungshintergrund erlebten damals in Deutschland sogenannte „Männerbundtheoretiker“ eine ganz besondere Konjunktur⁶². Zudem fanden sie auch politische Resonanz bei nationalsozialistischen Männerbundapologeten. Als ein solches Beispiel ist der Ordinarius für politische Pädagogik an der Universität Berlin, Alfred Baeumler, zu sehen, der 1930 in einem Vortrag ausführte, daß das Freundschaftsverhältnis nur zum Staat in Beziehung stehen kann: „Freundschaft ist etwas anderes als eine persönliche Liebhaberei. Die Freundschaft als Lebensform gedeiht nur mit Bezug auf den Bund und den Staat. Es gibt keine Freundschaft ohne Vaterland, aber auch kein Vaterland ohne Freundschaft.“⁶³

Freundschaft erschien in dieser Zeit natürlich als Männersache, so wie auch der *Staat* nur Männersache sein konnte. Nur Männer können Freunde sein und der Staat ist eine Sache von *Freunden*. Basis des Staates ist ein Freundesbund, mit anderen Worten logischerweise der *Männerbund* (vgl. auch Sombart 1988: 157).

Zwischen Staat und Männerbund wurde damals also ganz offen eine *wesensmäßige* Identität angenommen. Die Entscheidung *für den Staat* wurde gleichgesetzt mit einer Entscheidung *gegen den Feind*. Über das Freund-Feind-Denken schienen auch politische Zusammenhänge reguliert zu sein. So sieht (der heute immer noch in allen politikwissenschaftlichen Einführungen prominent vertretene) Staatsrechtler Carl Schmitt „*die Unterscheidung von Freund und Feind*“ als das „Kriterium“ des Politischen (vgl. Schmitt 1963: 26). Der „Feind“ steht für das „Andere“, das es abzugrenzen und auszuschließen gilt.

Politisches Handeln ist Umgang mit Macht, „*wer Politik treibt, erstrebt Macht*“ (Weber 1987: 9). Auch Ausschluß - wer immer davon betroffen sein mag - ist daher eine besondere Machtkonstellation. Unter demokratischen Voraussetzungen hat Macht sich aber immer als *gute* Macht darzustellen. Machtphantasien bedürfen immer auch bestimmter Repräsentationsformen: „*Die Herrschaft 'präsentiert' sich dem Volk, umgibt und schützt sich mit Zeremonien, die Distanz, Wertigkeit und Hierarchie schaffen*“⁶⁴. Widerstand wird dann

⁶²Nachzulesen bei Kreisky 1992, 1994 und 1995.

⁶³Baeumler, Alfred, Männerbund und Wissenschaft, Berlin 1934: 38.

⁶⁴Heinrichs, Hans -Jürgen, Politik als männerbündisches Handeln und Verhalten, in: Gisela Völger, Karin V.

nicht nur gegen reale, sondern auch gegen symbolische und rituell geregelte Macht erforderlich. Individuelles Machtstreben wird ins Unterbewußte abgedrängt und auf das „*Kollektiv des Männerbundes der Politiker übertragen*“ (ebd.). Zunehmende Identifikation mit diesem Bund impliziert die Aufgabe von eigenem, bedeutet aber auch Teilhaben am „Schutz“ und der „magischen Kraft“. „*Im Männerbund wird der Machtwunsch des einzelnen durch das Bündnis mit anderen Männern verstärkt und institutionalisiert*“ (ebd.: 88).

Ohne Zweifel stellt Berufspolitik im Vergleich zu anderen einen loseren Männerbund dar, der daher auch eher einem „steten Zerfall“ ausgesetzt ist (vgl. ebd.: 90). Politiker sind zwar Initiierte, „*aber mit weniger Aufwand und Verpflichtung als in anderen Bünden*“ (ebd.: 89). Ihr männerbündischer Kitt ist vor allem in der Geschichte und in jenen Instanzen der Gesellschaft aufzuspüren, durch die faktische Herrschaft garantiert und legitimiert wird, so daß „*allein ihr Auftreten ihren Anspruch schon zu rechtfertigen scheint*“ (ebd.). Männerbündische Initiationsriten und Zeremonien werden durch Frauenquotierung zwar allmählich „aufgeweicht“, dennoch bewahrt sich Politik aber ihre charakteristische männerbündische Tendenz, nämlich die Ausschließung des *anderen*. Verschiedene „magische Techniken“, aber auch Sprachregelungen sind *selbstverständlich* „für die im männerbündischen Verhalten vereinten Politiker“ (ebd.: 92).

Bärbel Schöler-Macher hat die *Fremdheit* der Frauen in der Politik am Beispiel des Berliner Abgeordnetenhauses empirisch untersucht. Die Erfahrungen der befragten Frauen, die *Politik als Beruf* betreiben, bestätigen alle Feststellungen von einer politischen Männerbundkultur. Schöler-Macher erkennt in diesem empirischen Faktum die besondere „*Affinität (des politischen Systems) zu Männlichkeitswerten und -vorstellungen*“, die Männern noch dazu in doppelter Hinsicht nützt, weil sie ihre politischen Karrieren stützt und weil sie ihnen obendrein auch noch „kameradschaftliche“ Wärme und Geborgenheit schafft in den entfremdenden, inhumanen Strukturen der Berufspolitik. Beides arbeitet aber zugleich auch gegen Frauen, es behindert ihr politisches Fortkommen und es perpetuiert ihr Gefühl von Fremdheit im politischen Männerland⁶⁵.

3.2.2.2.1. Zur historischen Einbettung kollektiver männerbündischer Sehnsucht

Die Zeit nach der Französischen Revolution und ganz besonders die Zeit um die Jahrhundertwende, sowie die Ära zwischen den beiden Weltkriegen war ja nicht nur von

Welck (Hg.), Männerbände. Männerbünde, Bd. 1, Köln 1990: 87.

⁶⁵Vgl. Schöler-Macher 1991: 106 f.

innovativen sozialen und politischen Bewegungen verschiedenster Art, sondern auch von vielfältigen und diffusen Unsicherheiten sowie Ängsten geprägt, an die, wie wir wissen, etliche Gegenbewegungen - gelegentlich auch nur taktisch - anknüpfen sollten. Antidemokratismus, Antifeminismus und Antisemitismus waren spezifische politische Antworten auf Angstsyndrome.

Im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert hatten vor allem untere soziale Klassen der Gesellschaft, aber auch bürgerliche Frauen umfassende Bürgerrechte eingefordert. Neue Massenbewegungen verliehen damals dem Programm politischer Demokratisierung auch sichtbaren organisatorischen Nachdruck. Mit der Angst vor Demokratisierung war Furcht vor den sog. „Massen“ verbunden, die „exklusive“ politische Machtkontinuitäten nachhaltig in Frage stellten und traditionell gesicherte Freiheitsräume kleiner Eliten in Gefahr brachten. Antidemokratismus und Antifeminismus sollten solchen politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen politisch-ideologisch gegensteuern und die durch die „Herrschaft der Massen“ in Gang gesetzte Erosion gesellschaftlich-elitärer, aber eben auch männlicher Identitäten abwenden.

Vieles ist dazu in dieser Periode phantasiert und geschrieben worden - und selbst ansonsten durchaus liberal Gesinnte konnten einer gewissen Neigung zu geradezu autoritär strukturierter Abwehr neuer Anrechtsgruppen nicht entsagen. Noch in den zwanziger Jahren prangerte etwa Thomas Mann Parlamentarismus und Parteienwirtschaft mit Worten an, die sich auch in dezidiert antidemokratischen und präfaschistischen Tiraden fanden. Mann forderte damals eine „aufgeklärte Diktatur“, also eine Gesellschaftsordnung eindeutig jenseits aller Demokratie. Solche Positionen entsprachen der damals dominierenden bürgerlichen und kleinbürgerlichen „Zeitgeistigkeit“. Mit diesem Trend politischen Denkens sollten freilich schon bald faschistischen Ideologien breite bewußtseinsmäßige Einfallsschneisen eröffnet werden.

In einer Rede vor Berliner Studenten im Oktober 1922 entrollte Thomas Mann einen Faden, der männlichen Eros, Staat, Schöpfertum und Geist fest verknüpfte, als er ausführte: „*Eros als Staatsmann, als Staatsschöpfer sogar ist eine seit alters vertraute Vorstellung, die noch in unseren Tagen aufs neue geistreich propagiert worden (ist)*“. Hierin ist der gar nicht so undeutliche Hinweis Thomas Manns auf das Faszinosum seiner Zeit enthalten, nämlich die Vision einer männerbündisch strukturierten Gesellschaft. Und Mann erklärt auch ganz offen die „innige Liebe zwischen Kameraden“ zu einem staatstragenden Prinzip. Er ist sich der

homoerotischen Komponente bewußt, die den Zusammenhalt der republikanischen Gemeinschaft garantiert, wenn er sagt :

„(...) ich meine jene Zone von Erotik, in der das allgütig geglaubte Gesetz der Geschlechtspolarität sich als ausgeschaltet, sich als hinfällig erweist und in der wir Gleiches mit Gleichem, reifere Männlichkeit mit aufschauender Jugend, in der sie einen Traum ihrer selbst vergöttern mag, oder junge Männlichkeit mit ihrem Ebenbilde zu leidenschaftlicher Gemeinschaft verbunden sehen“. Daß in dieser „deutschen Republik“ die Frauen bereits gleichberechtigte politische Bürgerinnen waren, kommt Thomas Mann gar nicht in den Sinn, zumal ja für ihn „(...) objektiv, das Männliche der reinere und schönere Ausdruck der Idee des Menschen (...)“ ist⁶⁶.

Soweit die Worte eines wohl allseits anerkannten Schriftstellers, die illustrieren sollen, daß Phantasien zur Identität von Staat und Männlichkeit weder skurrilen Außenseitern der Männerwelt zuzuschreiben sind, noch daß sie etwa abwegiger feministischer Paranoia entstammen. Sie sind vielmehr selbstverständlicher Teil einer kulturellen Tradition, die die Geschlechterhierarchisierung als naturhaft legitimiert, sie als ewig setzt und durch Gleichberechtigungs- und Gleichbehandlungsforderungen der Frauen in Bedrängnis und aggressive Abwehr gerät.

Spätestens um die Jahrhundertwende hat sich der Geschlechterkampf insofern auch auf die Ebene des Staates ausgedehnt, als Frauen die ihnen zustehenden politischen Rechte massiv einforderten. Diese Terminisierung bedeutet freilich nicht, daß nicht auch schon in den Zeiten zuvor einseitig „vergeschlechtlichte“ Staatlichkeit dominierte, daß Frauen dagegen auch rebellierten, nur der organisierte Widerstand der Frauen als soziale, politische und kulturelle Bewegung steht in direktem zeitlichen Zusammenhang mit der „Moderne“.

3.2.2.2.2. Zum Phänomen des Staates

Der moderne Staat *äußert* sich zwar als Apparat, aber er *ist nicht* der Apparat. Die repressiven und ideologischen Apparate sind bloß Mittel, mit Hilfe derer der Staat agiert⁶⁷. Dennoch „personalisiere“ ich ganz bewußt das „*schauerliche, abstrakte Gespenst*“ Staat⁶⁸, indem ich den Apparat des Staates, eigentlich sogar die „Apparatschiks“, zum zentralen Thema meiner Überlegungen zum Staat mache. Denn das Hervorkehren des Apparathaften

66 Mann, Thomas, Von deutscher Republik. Gerhart Hauptmann zum 60. Geburtstag, in: Thomas Mann, Gesammelte Werke, Bd. 15, herg. von Peter de Mendelssohn, Frankfurt/M. 1884.

67 Vgl. Poulantzas, Nicos, Politische Macht und gesellschaftliche Klassen, Frankfurt/M. 1974: 97 f. und 348.

68 Vgl. Mayreder, Rosa, Zur Kritik der Weiblichkeit. Essays, Jena 1922: 127.

hilft nicht nur die allgemeinen Herrschaftsaspekte staatsbürokratischer Mechanismen, wie die darin eingelassenen Unterdrückungs- und Entfremdungsstrukturen, zu entschlüsseln, es bietet auch in besonderem Maße Material zur Einsicht in „Männlichkeit als System“, die sich im Staatsapparat modellartig historisch eingeschrieben hat. Sir Karl Popper weist darauf hin, daß das Funktionieren der Institution nicht unerheblich von jenen Personen abhängt, die im Rahmen dieser Institution tätig sind: *„Institutionen sind wie Festungen; sie müssen wohlgeplant und wohlbemannt sein“*⁶⁹.

Der Staatsapparat kann als Modell patriarchaler Herrschaft angesehen werden. Er steht u.a. auch für die Ausweitung des patriarchalen Prinzips auf die „öffentlichen“ Strukturen. Das was wir heute gemeinhin als Staatsapparat verstehen, hat sich unter gesellschaftlichen Voraussetzungen herausgebildet, für die Ausschluß und Beschränkung von Frauen zentral war. Unsere staatlichen Institutionen entsprechen also sedimentierten männlichen Interessen und männlichen Lebenserfahrungen.

Es gilt auch hier festzuhalten: Männlichkeit ist nicht nur gesellschaftlich konstruiert⁷⁰, sondern sie konstruiert auch selbst gesellschaftliche Strukturen. Auch der Staat als politische Struktur ist davon nicht ausgenommen. Der Staat und sein Apparat, muß als direkter und offener Ausdruck von Männlichkeit gedeutet werden.

Übliche staats-theoretische Erörterungen siedeln das Problem der *„politischen Ethik des Staates“* zumeist nur im *„Spannungsverhältnis von Herr und Knecht“* an. Beide sind aber männlichen Geschlechts. Wenn die Staatsproblematik auf veränderte Interessensbezüge hin diskutiert wurde, so war es das Aufkommen der Arbeiterbewegung, nicht aber auch jenes der Frauenbewegung, wodurch der Begründungszusammenhang staatlicher Herrschaft unter Zugzwang geriet.

Obwohl sich der Staat immer wieder von neuem als männliche Interessenskonstellation realisiert, fand die Geschlechterdifferenz in der staats-theoretischen Diskussion bislang kaum Widerhall. Lediglich ökonomische und soziale Interessensbezüge beeinflussten das staats-theoretische Denken. Das Geschlecht blieb außerhalb der Reichweite *aller* staats-theoretischen Erklärungsversuche, sowol der bürgerlichen wie auch der marxistischen Theorien. „Klasse“ und „Ethnie“ wurden aber sehr wohl in ihrer staatsstrukturierenden

69 Popper, Karl, Die offene Gesellschaft und ihre Feinde, Tübingen 1980 (1957): 177.

70 Vgl. MacKinnon, Cathrine A., Feminismus, Marxismus und der Staat: Ein Theorieprogramm, in: Elisabeth List, Herlinde Studer (Hg.), Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik, Frankfurt/M. 1989: 100.

Bedeutung (als Klassenstaat, als Nationalstaat) erkannt, nicht jedoch auch das „Geschlecht“ (Männerstaat).

Trotz aller einseitigen Bindung an die männliche Interessenslage kann ein merkwürdiges *Paradoxon* des Staates freilich nicht vermieden werden: Derselbe Staat, der geradezu *die* Superstruktur aller männlicher Superiorität verkörpert, setzt gleichzeitig aber auch das Ideal unabhängiger Männlichkeit außer Kraft. Er ist es, der das Wunschbild der initiativen und selbständigen Männlichkeit in das Zerrbild einer abhängigen und inferioren Untertanschaft transformiert⁷¹.

Exkurs: Die politische Theorie des Männerbundes im historischen Entstehungskontext

Der Hinweis auf das Männerbündische geht in der Frauenbewegung leicht über die Lippen. Der bloße Hinweis scheint schon zu entlasten. Der Begriff suggeriert Klarheit, schafft Vertrauen, wo wir eigentlich noch sehr im Dunkeln tappen. Der Begriff hat in unreflektierter und enthistorisierender Weise in die Frauenbewegung Eingang gefunden.

Aber,

- was ist das Männerbündische,
- wie strukturiert es sich,
- welche Auswirkungen hat es,
- woher stammt der Begriff,
- in welchem historischen, politischen und theoretischen Kontext ist er entstanden,
- mit welcher Absicht und welchem Inhalt wurde er propagiert,
- welchen Verlauf hat die Diskussion um den Begriff genommen,
- ist er für feministische Staats- und Institutionenanalyse brauchbar und das ohne Probleme?

Der „wissenschaftliche Begriff“ des Männerbundes ist an der Wende zum 20. Jahrhundert in Deutschland entstanden. An dieser Aussage sind zwei Fakten bedeutsam: Erstens der Zeitpunkt der Entstehung und zweitens der geopolitische Rahmen der Kreation.

Im 19. Jahrhundert war eine Männerbund*theorie* (noch) nicht notwendig gewesen, da der Frauenausschluß in und mit der damaligen Politikstruktur ohnehin realisiert war. Männerbundtheorien sind also theoretischer Ausdruck des 20. Jahrhunderts, jener Zeit also, in

71 Vgl. Kreisky 1991, S. 195f.

der es die „Mädchen- und Fraueninvasion“⁷² abzuwehren galt. Zudem ist es auch jene Zeit, in der die „Moderne“ die ungerechte Geschlechterordnung erstmals „wissenschaftlich“ zu untermauern begann⁷³. Die Männerbundtheorie ist eindeutig im antifeministischen Kontext zu verorten und hat in ihren Anfängen nichts, aber schon gar nichts mit Patriarchatskritik, wie es heute mit einer gewissen Automatik unterstellt wird, gemeinsam gehabt.

Völger/Welck weisen darauf hin, daß der Terminus Männerbund, so wie er in Deutschland entstanden ist, in keiner anderen Sprache ein Äquivalent gefunden hat⁷⁴. Geistesgeschichtlich ist dieser Begriff also in einem Maße in Deutschland verwurzelt, woran auch die gelegentliche Beschäftigung mit Detailfragen zum Männerhaus durch ausländische Ethnologen nicht rütteln kann, denn nirgendwo gab es denselben Anspruch einer „Gesamtschau“ bzw. dasselbe ehrgeizige Hochstilisieren des Phänomens zu einer „Gesellschaftstheorie“⁷⁵. In Deutschland ist also zuerst der Anstoß zur Entstehung der Männerbundideologie erfolgt und dann ereignete sich dort auch noch durch den Nationalsozialismus die übersteigerte Ausformulierung sowie Realisierung vieler Aspekte der männerbündischen Theorie⁷⁶.

Drei Termine sind es, die die „Karriere“ des Männerbundkonzeptes markieren können. Der Blick auf sie soll freilich die *kontinuierliche* Ausbreitung und Weiterbildung männerbündischer Ideologien nicht übersehen lassen. Dies schon deshalb, weil es keinesfalls isolierte „Denker“ waren, die dafür verantwortlich zu machen wären. Auch handelt es sich bei den Männerbundkonzepten keinesfalls um „*private Phantasien von einigen mehr oder weniger offenen Homosexuellen (z.B. Blüher, Mann, George)*“⁷⁷. Der Begriff wurde rasch und breit von deutschen Wissenschaftlern (Ethnologen, Soziologen, Volkskundler, Skandinavisten, Germanisten usw.) aufgegriffen und die Idee des Männerbundes hat - auch angeregt durch die Erfahrungen des Ersten Weltkrieges - die literarisch-künstlerische Sphäre erfaßt (z.B. George; Hesse; Mann; Jünger). Diese enthusiastische Aufnahme entsprach völlig den Bedürfnissen und Wunschvorstellungen der Männer dieser Ära.

72 Blüher, Hans, Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft. Eine Theorie der menschlichen Staatsbildung nach Wesen und Wert, 2 Bd., Jena 1921.

73 Vgl. Honegger, Claudia, Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaft vom Menschen und das Weib 1750-1850, Frankfurt/M./New York 1991.

74 Vgl. Völger/Welck 1990, S. XXIII.

75 Schurtz, Heinrich, Altersklassen und Männerbünde. Eine Darstellung der Grundformen der Gesellschaft, Berlin 1902; Blüher 1921.

76 Vgl. Reulecke, Jürgen, Das Jahr 1902 und die Ursprünge der Männerbundideologie in Deutschland, in: Völger/Welck 1990: 5.

77 Widdig, Bernd, Männerbünde und Massen. Zur Krise männlicher Identität in der Literatur der Moderne, Opladen 1992: 31.

Im konkreten sind also folgende drei Zeitpunkte von Bedeutung:

1. Die Zeit um die Jahrhundertwende (Heinrich Schurtz, 1902),
2. die Zeit während und nach dem Ersten Weltkrieg (Hans Blüher, 1917-22)
3. die Ära des Nationalsozialismus (Alfred Rosenberg 1930, Alfred Baeumler, 1934)

Überschlagsartig möchte ich im folgenden die wichtigsten Meilensteine der Genesis, aber auch die Kontinuität der antifeministischen und antidemokratischen Absicht des Männerbundbegriffes veranschaulichen.

Der Ethnologe **Schurtz** entdeckte quer durch die Kulturen den „Familien-“ und den „Geselligkeitstrieb“⁷⁸, beim weiblichen Geschlecht beobachtete er eine „Schwäche“ der gesellschaftlichen Neigungen (Schurtz 1902: 17f., 20f., und 58f.). Die Männer dagegen tendieren zu den „Gesellschaftsverbänden“, aus denen sich die höherwertigen Grundformen des öffentlichen Lebens und vor allem des Staates entwickeln.

Der Wandervogelhistoriograph **Blüher** baute den Schurtz'schen Männerbundbegriff zu einer „homo-erotischen Staatstheorie“⁷⁹ aus: Der Familie steht als zweite Gesellungsform der Männerbund gegenüber. Nur der Männerbund hat staatsbildende Kraft. Der mannsmännliche Eros „rauscht im tiefsten Untergrunde des menschlichen Staatstums“⁸⁰. Der Staat ist der „*oberste Männerbund*“ (ebd.: 217ff.). „*Er ist nichts, was man gründen oder machen kann*“ (ebd. S.219). Der Staat hat also eine *sakrale* Bedeutung; die Heiligkeit des Staates darf durch Frauen nicht entehrt werden: „*Vom Votum einer Frau darf im Staate niemals etwas abhängen*“⁸¹.

Der Nationalsozialismus griff die Männerbundtheorie auf, radikalisierte sie und legitimierte damit eine frauenfeindliche und frauenunterdrückerische gesellschaftliche und politische Praxis. Die Männerbundideologen des Nationalsozialismus (Rosenberg, Bäumler) stießen anfangs zwar auf die empörte Kritik so mancher NS-Frau (u.B. Gottschewsky), deren oppositionelle Haltung aber binnen weniger Monate gebrochen war.

Der Männerbundbegriff ging aus dem Nationalsozialismus als ideologisch belasteter Begriff hervor und verschwand in der Folge aus der wissenschaftlichen und theoretischen Diskussion

78 Schurtz 1902: 14 und 16.

79 Sombart 1991: .56.

80 Blüher, Hans, Deutsches Reich, Judentum und Sozialismus. Eine Rede an die Freideutsche Jugend, München 1919: 22.

81 Blüher, Hans, Der bürgerliche und der geistige Antifeminismus, Berlin 1916: 8.

- nicht jedoch aus den Männerköpfen. (Wieder)belebt wurde der Begriff durch die feministische Kritik der 80er Jahre an männerdominierter Politik und männerdominanten Institutionen (vgl. Völger/Welck 1990, S.XXIV).

3.2.2.2.3. Die Grundstrukturen des Männerbundphänomens

Im nächsten Schritt sollen die „Bauelemente“ männerbündischer Strukturen herausgestellt und in ihrem Staatsbezug erörtert werden. Ich gehe nicht davon aus, daß „Männerbund“ nur das ist, was sich auch als solcher *deklariert*. Denn da gäbe es in unseren aktuellen Gesellschaften tatsächlich nur Einzelbeispiele (wie z.B. studentische Korporationen, CV, Organisation der Freimaurer). Ich möchte also nicht nur auf Entstehung und Verfassung als „Männerbund“ abstellen. Männerbünde äußern sich eben vor allem in modernen Gesellschaften in vielfältigen informellen oder latenten Formen, die oftmals nur faktisch wie Männerbünde wirken⁸².

Der Frauenausschluß oder das Männerreservat kann intendiert oder nicht intendiert sein. In jedem Falle aber sind Frauen ausgeschlossen. Die „loseren“ Männerbundformen zu übersehen, würde die analytischen Möglichkeiten des Männerbundkonzeptes erheblich einschränken. Nur unter dieser Voraussetzung läßt sich das Männerbundkonzept in sinnvoller Weise auf den (formal- und nicht unbedingt real)demokratisch verfaßten Staat des ausgehenden 20. Jahrhunderts beziehen. Nicolaus Sombart konstatierte daher zurecht, daß das „Männerbundsyndrom“ als psychisches Verhaltensmuster und als Mentalitätsraster (vgl. Sombart 1988, 171f.) auch dort noch *„wirksam und nachweisbar (ist), wo es eine akute Männerbundbindung nicht (mehr) gibt“* (ebd.: 172).

Die Geschichte macht deutlich, besonders wenn wir sie mit der feministischen Wiederbelebung in Bezug bringen, daß wir von einer ambivalenten Bedeutung des Begriffs auszugehen haben:

Einerseits wird mit dem Begriff ein „gesellschaftlicher Idealtypus“ bezeichnet (vgl. Schurtz, Blüher, Baeumler) und andererseits wird er in dezidiert herrschafts- bzw. patriarchatskritischer Absicht gebraucht (etwa in der feministischen, aber auch psychoanalytischen Diskussion). Was die einen also zum Wunsch steigern, entdecken die anderen im Übermaß bereits in den gesellschaftlichen Normalstrukturen.

⁸² Vgl. Heinrichs 1990: 89.

Die „*Vorstellung einer wesensmäßigen Identität von Staat und Männerbund*“ (Sombart 1988: 157) bildet die eigentliche Substanz männlicher Wunschvorstellungen von (männlich) idealer politischer Gestaltung, wie sie in den zwanziger und dreißiger Jahren massiv artikuliert worden waren. Diese „wesensmäßige Identität“ zielte ganz vordergründig auf Ausschluß, um männliche Machtpositionen zu konservieren. Völger/Welck diagnostizieren eine „*historisch gewachsene Grundtendenz männlichen Verhaltens: Männer verbünden sich mit dem Ziel, die männliche Dominanz in der Gesellschaft zu erhalten*“ (Völger/Welck 1990, S.XXI). Wenn diese aggressive Abwehrstrategie in ihren Totalitätsansprüchen (wie z.B. im Faschismus, der im Gefolge der Frauenbewegung gewaltsam eine umfassende Reorganisation des Geschlechterverhältnisses anstrebte) sich nicht durchsetzen kann, dann geht es bei den männerbündischen Zielen immer noch um die Erhaltung oder Schaffung von zumindest punktuellen „Männerreservaten“.

Männerbünde sind eine „*männergemäße, männerbezogene, exklusiv von Männern geprägte Form der Gesellung*“ (Sombart 1988, S.158). Der Zusammenschluß der Männer kann *freiwillig* und bewußt sein, es kann sich aber auch um *unbewußtes, informelles* oder *faktisches* Verhalten handeln. Männerbünde sind immer Wertegemeinschaften. Die Affinität und Solidarität der Männer hat nicht bloß eine *rationale*, sondern auch *emotionale, affektive* und häufig *erotische* Basis. Männerbünde haben eine extrem *hierarchische Binnenstruktur*: Um die zentrale Figur des „Männerhelden“ („Führer“) scharen sich die libidinös gebundenen „Brüder“, „Freunde“, „Kameraden“. Männerbünde haben eigene Verkehrsformen, Wertmaßstäbe und Denkfiguren: *Treue, Ehre, Gefolgschaft, Gehorsam, Unterwerfung*. Männerbünde bedürfen der Aura des *Geheimnisvollen*. Initiationsriten, Zeremonien, magische Techniken und Sprache „verbinden“. Künstliche *Feindbilder* (Bolschewismus, Weiblichkeit) schweißen - trotz aller internen Differenzen und Gegensätze - zusammen.

„Masse“ und „Männerbund“ sind also Modelle gesellschaftlicher und politischer „Ordnung“, aber eben nicht bloß für eine politische oder soziale Außenwelt, sondern auch „als Mittel der Konstruktion einer männlichen Ich-Identität“ (Widdig 1992: 29).

Die Idee des Männerbundes steht als Gegenbegriff zur ungestalteten, objekthaften, gleichzeitig aber auch bedrohlichen (weiblich vercodeten) passiven Masse. Typisch für den Idealtypus der männerbündisch strukturierten Gesellschaft ist ihr elitäres, männlich-fixiertes Kulturverständnis, für das der Ausschluß der Frauen konstitutiv ist. Der Drang zur

männlichen „Selbstfindung“ bedarf der „radikalen Abgrenzung“ (vgl. ebd. 25f.). Die Idee des Männerbundes ist in ihrem Kern ein Kampfprogramm gegen Ängste:

„Frauenfeindlichkeit, antikapitalistische Tendenzen und andere Strategien der Ausgrenzung gehen eine eigenartige Mischung ein, um das zu verhindern, was (...) als der Untergang männlicher Identität erscheint: den Beginn des Zeitalters einer Herrschaft der Massen“ (ebd.: 21).

Charakteristisch für die männerbündischen Konzepte ist ihre „strikte Trennung“ von der Welt der Familie bei gleichzeitiger Opposition zu patriarchalen Strukturen. Dieses Merkmal findet seine Fortsetzung in

„einer strikten Absetzung von ‘Privatheit’ und ‘Öffentlichkeit’. Während die Familie als strukturbildendes Element von Privatheit und somit als Bereich des Weiblichen verstanden wird, ist Öffentlichkeit ein von ‘homosozialen’ (...) Strukturen durchsetzter Bereich. Öffentlichkeit umfaßt in diesem Zusammenhang: den Staat, die hohe Kultur, die Armee. Diese Öffentlichkeit, und vor allem der Staat basieren auf der Vorstellung einer Identität von Staat und Männerbund.“ (ebd.: 30).

Die Sphäre der Produktion bleibt außerhalb der Männerbundideen. Schon bei Max Weber ist reines Charisma „wirtschaftsfremd“ und lehnt

„den planvollen rationalen Geldgewinn, überhaupt alles rationale Wirtschaften, als würdelos ab. Darin liegt sein schroffer Gegensatz auch gegen alle ‘patriarchale’ Struktur, welche auf der geordneten Basis des ‘Haushalts’ ruht“ (Weber 1922/1972: 142 und 663).

Auch Hans Blüher lehnt in seinem Konstrukt der Männergesellschaften das „wirtschaftliche, besitzschaffende Handeln“ ab. Er kritisiert die Familie unter anderem auch als „wirtschaftsorientierte Institution“. Der patriarchale Mann als Familienoberhaupt wird in seiner Funktion und Rolle letztlich von den Strukturen weiblicher Sexualität gelenkt und verkörpert keine männliche Führergestalt. Der weiblichen Sexualität schreibt Blüher alles „ökonomische Trachten“ zu (vgl. Widdig 1992: 53f.).

Nur ein Abschweifen in die Sozialpsychologie und Psychoanalyse kann also weiterhelfen, wenn es um die Klärung der Frage geht, auf welche Konflikte der Antifeminismus eigentlich reagiert. Die Konflikte wurzeln in der männlichen Konfrontation mit der Geschlechterdifferenz, also der Zurkenntnisnahme der Tatsache, daß Frauen als Gebärende und Sozialisierende größeres Gewicht in der Generierung und subjektkonstituierenden Reproduktion der Menschheit haben. Diese Konflikte kreisen um die Erfahrung „männlicher Ohnmacht“ (omnipotent erscheinende Mutter, Rivalität von Mutterschaft und Vaterschaft), diese Ohnmacht unterliegt aber der Verdrängung. Die reale Ausschließung der Frauen ist die

unbewußte, negative Präsenz des Berdrängten: des weiblichen Geschlechts und seiner gesellschaftlichen Bedeutung. Im Unbewußten geht nichts verloren⁸³.

„So ist das aus den Männerbünden Ausgeschlossene als Abwesendes im männlichen Bewußtsein vorhanden“ (ebd.). Die Entwertung der Frauen erfolgt nicht nur im Bereich ihrer produktiven häuslichen oder außerhäuslichen Arbeit, sondern es geht vielmehr um die Herabsetzung der „Funktion des weiblichen Geschlechts“ in seiner generativen und sozialisierenden Potenz“ (ebd.).

Auch in der Frauenforschung gibt es die Neigung, in der geschlechtsspezifisch hierarchischen Arbeitsteilung den *alleinigen* Grund der Frauenunterdrückung auszumachen. Das Männerbundthema kann hier durchaus die Perspektive erweitern: Die ethnologische und ethnopschoanalytische Literatur führt uns vor Augen, daß es im „Männerhaus“ (als einer frühen Form des Männerbundes) um den „Gattungserhalt durch das männliche Prinzip“, um die „Festlegung einer rein männlichen Genealogie“ ging. Das Männerhaus ist daher nicht nur ein Symbol für die Höherwertigkeit der männlichen Tätigkeiten, es repräsentiert auch nicht bloß die politische Macht des männlichen Geschlechtes, es soll auch nicht nur die Kontrolle über Nachkommen und Erbfolge sichern, sondern das Ritual des Männerhauses konstituiert eine „Funktionsteilung in der generativen Reproduktion“.

Dazu wird unterschieden zwischen einer „profanen“ und einer „sakralen Geburt des männlichen Geschlechts“. Die sakrale Geburt wird dabei zur wesentlichen und damit das „Bewußtsein einer männlichen Selbstzeugung“ bzw. die „Vorstellung einer rein homosexuellen Vergesellschaftung“ etabliert. Diese Perspektive der Reproduktion gesellschaftlichen und kulturellen Lebens bestimmt die soziale Organisation des Geschlechtsverhältnisses und damit die gesamtgesellschaftliche Politik. *„Aber dieses Fundament wird unbewußt gehalten“* (Becker-Schmidt 1992).

Manche entwicklungspsychologischen Konzepte (Piaget) gehen von der Annahme unterschiedlicher Erfahrungsebenen aus, zwischen denen es keine Vermittlung zu geben scheint: Im Kontext der asymmetrischen Eltern-Kind-Beziehung würden Abhängigkeit und Autoritätsgläubigkeit erzeugt und tradiert; demgegenüber entfalten sich in der „Gemeinschaft der Brüder“ Autonomie und Gleichberechtigung. Feministischer Interpretation erscheint ein solches Konzept (insbesondere wegen seiner sexistischen Folgewirkung) als *„eine neue Form männlicher Selbsterschaffungsmythen“*⁸⁴. Der Knabe wird im Diskurs mit

83 Vgl. die Rezeption Freuds durch Regina Becker-Schmidt, Regina, Verdrängung Rationalisierung Ideologie. Geschlechterdifferenz und Unbewußtes, Geschlechterverhältnis und Gesellschaft, in: Gudrun-Axeli Knapp, Angelika Wetterer (Hg.), Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie, Freiburg 1992, S. 65-113.
84 Rommelspacher, Birgit, Mitmenschlichkeit und Unterwerfung. Zur Ambivalenz der weiblichen Moral, Frankfurt/M./New York 1992: 38.

Gleichaltrigen zur Person gemacht. Mädchen sind bei dieser Art der „Person-Werdung“ nicht beteiligt⁸⁵.

Psychoanalytische Deutungen des Männerbundsyndroms greifen auf Freuds „Totem und Tabu“ zurück, wo dem Ursprung der kulturellen Institutionen nachgegangen wird. Freuds Theorie versucht mit der „Urhorde“, dem Ereignis des „Vatermordes“ sowie der „Totemmahlzeit“ die Übergänge vom Alten zum Neuen zu klären. Der Zusammenschluß der Brüder machte der Vaterhorde ein Ende: *„Vereint wagten sie und brachten zustande, was dem einzelnen unmöglich geblieben wäre“*⁸⁶. *„Der gewalttätige Urvater war (...) das beneidete und gefürchtete Vorbild eines jeden aus der Brüderschar gewesen“*. Durch den „Akt des Verzehrens“ eigneten sie sich „ein Stück seiner Stärke“ an. Die Totemmahlzeit ist *„die Wiederholung und die Gedenkfeier dieser denkwürdigen, verbrecherischen Tat, mit welcher so vieles seinen Anfang nahm, die sozialen Organisationen, die sittlichen Einschränkungen und die Religion“* (ebd.). Mit der Tat allein war die Sache freilich noch nicht erledigt. Die Brüderschar hatte „ambivalente“ Gefühle gegen den Vater, sie haßte ihn, aber sie liebte ihn auch. Reue und Schuldbewußtsein ließ sie einen „Vaterersatz“ („Totem“) schaffen, dessen Tötung sie untersagten, sie verzichteten aber auch auf die „freigewordenen“ Frauen („Inzestverbot“). Die Brüder mußten sich zusammentun, damit *„niemand von ihnen vom anderen behandelt (werde) (...), wie der Vater von ihnen allen gemeinsam“* (ebd.: 198ff.). An die Stelle der Vaterhorde war der Brüderclan getreten, welcher sich durch das Blutbad versichert hat (vgl. ebd.: 200). Dies wäre gewissermaßen die Geburtsstunde des Männerbundes.

Mario Erdheim deutet „Totem und Tabu“ als Erklärungsmodell für die „Institutionalisierung“ von Bewegungen: *„Freuds Phantasie von der Urhorde spiegelt in gewisser Hinsicht die Situation vor jeder Institutionalisierung wider“* (ebd.: 21.). Freud beschrieb Prozesse, die die *„Unbewußtmachung einschneidender und gewaltsamer Umstürze und Machtverlagerungen erwirken“* und er erklärt auch, *„wie es möglich war, hierarchische Ordnungen aufzubauen, die eine Mehrheit zugunsten einer Minderheit entmachteten“* (ebd.: 36). Der „Mythos des Vatermordes“ sollte die Privilegien der Männer vor den entmachteten Frauen schützen und rechtfertigen. Das alles überragende Männerhaus als Basis aller politischer Strukturen war ein Instrument dazu. Mit zeremoniellen Kriegen und oft grausamen Initiationsritualen taten die Männer *„Buße“* (ebd.: 39 f.). Weil keiner der Brüder/Männer den Sieg davongetragen hatte, rotteten sie sich zusammen, nicht aber aus dem Bewußtsein ihrer erwünschten Gleichheit. Sie machten aus der Not eine Tugend.

85 Vgl. Gilligan, Carol, Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau, München 1984.

86 Freud, Sigmund, Totem und Tabu, Frankfurt/M. 1991 (1912/13): 196.

Nun zurück zur Realgeschichte der Männerbünde: Zumeist ist von der besonderen „egalitären“ Qualität der Männerbünde die Rede. Wenn Männer unter Männern sind, spielen soziale Gegensätze angeblich keine Rolle. Diese soziale Männlichkeitsidylle hat Angelika Ebrecht entmystifiziert: Die Freimaurer profitierten als Opposition gegen den Staat vor allem von ihrem politisch-moralischen Vertretungsanspruch. Sie hatten aber ihre deklarierte Moral mit ihrer so ganz anderen internen Praxis zu verknüpfen. Der Widerspruch hatte in zweifacher Hinsicht Bedeutung: Einmal als soziales Problem, die „vorgeblich allgemeine Gleichheit des Zugangsrechts zur Loge“ mußte mit der internen Differenzierung und Hierarchisierung in Einklang gebracht werden. Die scheinbare Gleichheit nach außen wird daher „über das Ritual in interne Hierarchie und Macht“ transformiert⁸⁷. Und das andere Mal als geschlechtsrelevantes Dilemma: Auch hier bietet sich die „strukturelle Doppelmoral“ als Ausweg an. Die Freimaurer erhoben den „Alleinvertretungsanspruch auf allgemeinemenschliche Moralität“ und mit den Instrumenten der Exklusivität und Geheimhaltung mußten sie sich „zugleich vor dem Partizipationsverlangen der Frauen“ schützen (ebd.: 38).

Orte der wirklichen Gleichheit sind Männerbünde jedenfalls nicht. Das erweist sich auch an den extrem hierarchisierten Beispielen von Militär und Bürokratie. In der politischen Männerbundtheorie ist nicht nur Staat und Männerbund, sondern auch Militär und Männerbund ident. Der männliche, soldatische, heroische Mann ist das politische Ideal. Nichtwaffenfähige oder Nichtwaffentragende werden als „Weiber“ abgewertet (Weber 1922/1972: 616). Das Militär als Männerinstitution pflegt das Geheimnis, wodurch der Mann zum Mann wird (vgl. Erdheim 1982: 336). „Libidinöse Strukturen“ zu Vorgesetzten und anderen Soldaten schaffen die nötige Kohäsion der Armeen (vgl. Freud 1974: 89). Die Identifizierung mit dem militärischen Führer drängt die bewußte Einzelpersönlichkeit zurück, normt die Gedanken und Gefühle des Mannes und eröffnet das Regime der Affektivität und des Unbewußten im Militär. Nicht abstrakte „idealistischer Ziele“ (Vaterland,...), sondern „Männlichkeit“ motiviert zum Kampf. Männliche Solidarität („Kameradschaft“) verselbständigt sich zum Modus des Überlebens. Die Struktur des Männerbundes Militär reproduziert sich über Initiationsriten, wodurch die äußerst ungleiche Ordnung hingenommen wird. Kasernensozialisation macht Rekruten zunächst zu „Frauen“ im sozialen Sinne. Ihre Rolle deckt sich mit der Rolle, die Frauen üblicherweise in der Gesellschaft zugedacht wird (vgl. Erdheim 1982: 343).

⁸⁷ Vgl. Ebrecht, Angelika, Dürfen Frauen den Männern hinter ihr Geheimnis kommen? Frauen und Geheimgesellschaften im 18. Jahrhundert, in: Feministische Studien 1989/1: 30.

Masochismus ist üblicherweise synonymisiert mit weiblicher Unterwerfung, die ein sexuelles Verhältnis, nämlich die sexuelle Lust an der Unterwerfung, meint.

„Wenn Masochismus die sexuelle Besetzung einer Autoritätsbeziehung ist, dann fragt sich, warum die männliche Unterwerfung etwa beim Militär und im Sport zumindest gemeinhin nicht als sexuelle Unterwerfung wahrgenommen wird. Machtbeziehungen zwischen Männern werden im allgemeinen entsexualisiert. Sexualität wird nach außen projiziert, auf Frauen, die den Männerbünden auch möglichst ferngehalten werden sollten“ (ebd.).

„Auch die sexuelle Bemächtigung der Frau durch den Mann in der Vergewaltigung wird für ihn durch den Bezug zum Männerbund entsexualisiert und zum ‚normalen‘ Männlichkeitsbeweis im Wettstreit mit anderen Männern“ (ebd.).

Auch im Falle des Männerbundes „Bürokratie“ scheint so etwas wie männerbündische Kontinuitätssehnsucht zu existieren. Ein Beispiel aus der Literatur der Zwischenkriegszeit kann dies demonstrieren. So direkt und deutlich bekommen wir das ja heute nicht mehr zu hören:

Die Romanfigur Anton Worbs ruft angesichts des Kriegsausbruchs im Frühling 1914 aus: *„Jetzt ist alles aus, jetzt bricht die Herrschaft der Weiber an!“ „(...) wissen Sie auch, wer auf Ihrem Stuhle sitzen wird? Eine Dame! Und auf den Stühlen der anderen Herren Kollegen, denn sie sind alle jung und werden hinausmüssen? Damen! Der ganze Dienstraum voll Damen! Meinen Sie, daß da viel gearbeitet werden wird? Wissen sie noch nichts von der Unzuverlässigkeit der Frauen im Denken? Wissen sie, daß das ganze Beamtentum einem sicheren Untergang entgegengeht, weil es durch unzureichende weibliche Kräfte verseucht werden muß? Und wissen Sie nicht, daß das Beamtentum die Grundlage eines gesunden Staatswesens ist? Wollen Sie das? Sagen Sie es ruhig! Dann würde ich Ihnen ein Disziplinarverfahren bis aufs Schlachtfeld nachschicken, das lassen Sie sich gesagt sein! Der deutsche Beamte ist der deutsche Mann!“⁸⁸.*

In den bürokratischen „Herrenclub“ ist den Frauen bis heute der Einbruch nicht wirklich gelungen. Die Herrschaftspositionen in den staatlichen Bürokratien sind - wie ehemals - fest in der Hand der Männer.

Selbst die (weitgehend informelle) „Karrierekultur“ ist immer noch von männerbündischen Symbolen und Ritualen bestimmt: die Zugehörigkeit zu einem „Beziehungsnetz“, einer „Seilschaft“, die Präsenz in der (als Informationsbörse nicht unwichtigen) Stammtischkultur, all das sind die nicht unbedeuteten Voraussetzungen einer Karriere in der Bürokratie. Mit Sicherheit aber nicht Erfahrungen mit Hausarbeit, Kindererziehung oder Altenpflege.

Der Verwaltungssoziologe (und Kriminalschriftsteller) Horst Bosetzky betont zurecht, daß auch aktuell und in unseren Kulturen *„die Männerbünde in der öffentlichen Verwaltung,*

⁸⁸ Arnold Ulitz, Worbs, Berlin 1930.

*populär Seilschaften oder wissenschaftlich Promotionsbündnisse genannt (...), in der Regel (...) in einer Art Männerhaus zusammen(finden), (...) Kneipe, Pinte, Gasthaus oder Restaurant genannt - und der Initiationsritus ist zumeist mit viel Alkoholkonsum und sexistischen Witzen und Ferkelein verbunden*⁸⁹.

Republikanisierung und Parlamentarisierung haben die männerbündische Struktur der staatlichen Bürokratie also nur unter einem Schutzmantel parademokratischer Normen verhüllt. Aber Männerbünde beweisen enorme Bunkereigenschaften. Die Staatsbürokratie, die eigentlich verfassungsmäßig nicht mehr Männerbund sein darf, umgibt sich daher mit einem äußerst vielfältigen und vitalen Berufsumfeld extremer Männerbünde (CV, Burschenschaften, studentische Korporationen, Freimaurer,...). Die Aura des Geheimen und Geheimnisvollen verbirgt die tätigen Männerseilschaften. Die Schutz- und Notgemeinschaft funktioniert. Frauengerechtere Gesetze und Normen werden locker gehandhabt, unterlaufen, ja überhaupt nicht umgesetzt. Der „strukturelle Konservatismus der Bürokratie“⁹⁰ läßt alle frauenpolitische Reform zur „symbolischen Politik“⁹¹ verkommen.

Antifeminismus hat sich als Gegenbewegung zur Frauenbewegung - sowohl zu Beginn dieses Jahrhunderts wie auch aktuell - in Wissenschaft, Kunst und Politik formiert. In dieser Strömung erschienen die Männerbünde als praktische Alternative zu den sich abzeichnenden gesellschaftlichen Veränderungen. In Männerbünden konnte angegriffene und gefährdete Männlichkeit Zuflucht suchen, sich in traditioneller Männlichkeit bestätigen und „Männlichkeit“ im Sinne traditioneller Gesellschaftsrestauration politisch durchsetzen lassen. der drohenden „Verweiblichung“ der Männer und „Verweiblichung“ der staatlichen Tätigkeit sollte die alte Geschlechterordnung entgegengestellt werden.

Der böse „Rückzug“ von Männern in Reservate stellt noch nicht das Problem dar. Das ergibt sich erst dann, wenn der Männerbund zum politischen Strukturelement schlechthin wird und die Standardform aller Politik abgibt. Die Geschichte des neuzeitlichen Staates vermittelt anschaulich die Affinität des Staates zu dieser Männerbundform.

Das patriarchale System ist nicht als starres, inflexibles System zu denken. „Das Patriarchat“ kann daher auch nicht „verschwinden“ oder „abgeschafft“ werden. Gegenbewegungen

89 Bosetzky, Horst, Die öffentliche Verwaltung als Männerbund und Formen dessen ständiger Reproduktion, Frankfurt/M. 1992: 26.

90 Häußermann, Hartmut, Die Politik der Bürokratie. Einführung in die Soziologie der staatlichen Verwaltung, Frankfurt/M./New York 1977.

91 Edelmann, Murray, Politik als Ritual. Die symbolische Funktion staatlicher Institutionen und politischen Handelns, Frankfurt/M. 1976.

werden patriachale Herrschaftspraxen zwar immer wieder in Frage stellen und sogar auch irritieren. Daher ist die Stabilität patriachaler Herrschaft gewissen Schwankungen ausgesetzt und es gibt immer wieder Ereignisse, die jeweils traditionelle, gewalttätige und patriarchal geleitete Männerbilder wiederaufleben und wiedererstarren lassen. Kriege gelten als Hochzeiten der Geschlechterpolarisierung: Männlichkeit stärkt sich ungehemmt als Gewalttätigkeit, Weiblichkeit verausgibt sich. Diese „Remaskulinisierung“ geschieht über die „männliche Sichtweise“, für deren Tradierung männerbündische Einrichtungen wesentlich sind. Diese „männliche Sichtweise“ macht es den einzelnen Männern möglich, sich am gesellschaftlich idealisierten Bild der „Männlichkeit“ zu beteiligen. Der einzelne Mann verkörpert niemals das „Männliche“ an sich, und das „Männliche“ ändert von Zeit zu Zeit seine Zusammensetzung, aber es bleibt immer ein Gegensatz zum „Weiblichen“. Für das Überdauern der patriachalen Strukturen ist es daher wesentlich, die Spannung zwischen „Männlichkeit“ und den einzelnen Männern anzusprechen und zu kompensieren. Dazu bedarf es einer eigenen Vermittlungsstruktur. Männerbündische Kultur erfüllt genau diese Transmissionsfunktion und sie realisiert sich nicht bloß als „männerbündische Geselligkeit“, sondern insbesondere auch im Staat und seinem Apparat. Freilich zeichnet sich auch hier eine gewichtige „Modernisierung“ ab. Denn die „traditionelle“ Männerbundform, die kaum als überholt gelten kann, wird jetzt noch flankiert von mehr oder weniger subtilen massenmedialen Produkten (wie „Rambo“, „Miami Vice“ oder „Full Metal Jacket“.) Männlichkeit ist wieder en vogue⁹² Ein neuer Männlichkeitsschub könnte alle Feminisierungshoffnungen konterkarieren.

Die gesellschaftliche Konstruktion der Geschlechter ist durch einen unterschiedlichen Sexualisierungsgrad charakterisiert. Je offensichtlicher sexuell, desto „femininer“ wird ein Mensch.

„Attribute von Männlichkeit sind heute kaum mehr solche, die besonders für sexuelle Beziehungen qualifizieren, wie dies früher vielleicht eher der Fall war, sondern solche, die aus der Sphäre des Rivalitätskampfes zwischen Männern stammen, wie körperliche Größe oder Qualitätsmerkmale, die im beruflichen Konkurrenzkampf Erfolg signalisieren“ (ebd.: 111).

Heute dominiert das Männlichkeitsbild aus der Arbeitswelt. Männer, die coolness, Rationalität, Funktionalität, Effektivität, Intellektualität und vor allem Status und Reichtum repräsentieren, strahlen Männlichkeit aus. Diese Männer zeichnen sich dagegen nicht durch ein besonderes Bemühen um Frauen oder Sexualität aus. Beides gebührt ihnen quasi wie

⁹² Der neue „wilde“ Mann, vgl. Bly, Robert, Iron John: A Book about Men, Reading MA 1990.

selbstverständlich. Gerade seine coolness, sein Desinteresse an so niederen Dingen wie dem „weiblichen Geschlecht“, macht die „Virilität“ des Geschäftsmannes oder des Politikers aus.

Der weibliche Sozialcharakter in der Arbeitswelt wird dagegen primär durch die Funktion der Frau in der Privatsphäre geprägt. Sie soll auch hier den Mann *pflügen*, ihn versorgen, ihm zur Seite stehen und alles tun, was zum Erhalt *seiner* Arbeitsfähigkeit notwendig ist. Das heißt aber auch, daß sie für seine Sexualität da zu sein hat. Offenbar gehen Frauen also *nur zum Schein* ein Arbeitsverhältnis ein. Und sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz, die gibt es nicht, das ist bloß das Hirngespinnst eines „verklemmten Puritanismus“ (zu lesen war das im „Standard“ des Jahres 1992). Frauen provozieren die „Anmache“ durch „optische Attacken“ (ebenfalls „Standard“) und sind dann noch verwundert, wenn ihre Herausforderungen angenommen werden. „Staberl“ im medialen „Kleinformat“ handelt das Thema über geschmacklose Witze ab: *„Kommt eine Frau zur Bank und will einen Tausender wechseln. ‘Der Tausender ist doch falsch!’ stellt der Bankbeamte fest. Falsch? empört sich die Dame. Unerhört! Dann bin ich ja vergewaltigt worden (...)!“*

Die Entlastung der *Täter* ist im politischen Diskurs also voll im Gange. In Österreich ließ sich vor wenigen Jahren in der politischen Diskussion um das Gleichbehandlungsgesetz das Aufleben unterschiedlichster Männerängste wahrnehmen: Von der „Vermessenheit“ der Frauen, sogar von der „Staatsgefährdung“ ihrer Forderungen (so der damalige Bundeskammer-Generalsekretär Stummvoll) war die Rede.

Primitiver Antifeminismus? Renaissance des männerbündischen Ungeistes als Fluchtweg bedrohter Männlichkeit? Déjà vu - alles schon dagewesen? Oder soll gar für immer gelten, wogegen Kurt Tucholsky einst polemisierte: *„Er ist ein Mann. Und das genügt“?*

4. Vor-, para- und anti-staatliche Formationen von Männlichkeit:

Mediterraner Ehr-Kodex der Männlichkeit, Männlichkeitswahn des „Machismo“ und geheime Vereinigung der „Männer der Ehre“ (Cosa Nostra/Mafia)

Die nun folgenden kulturellen und historischen Formen, die sich Männlichkeit in bestimmten Regionen geben kann, lassen sich auch im Themenfeld dieser Vorlesung wohl kaum umgehen, die spezifisch mediterranen bzw. lateinamerikanischen Formen der Ideologisierung von Männlichkeit nämlich, das *männliche Ehr-Syndrom* und der *Machismo*⁹³ sowie die besondere - zunächst einmal nur italienische, eigentlich: sizilianische - Form politischer Institutionalisierung von Männlichkeit, die *Cosa Nostra* (Mafia).

Üblicherweise wird der Ursprung dieser Phänomene nur zu vorschnell einer bestimmten kulturellen Region, nämlich dem *europäischen Mittelmeerraum*, zugewiesen. Dieser Zuweisung entspricht, daß dieser Raum gerade wegen dieser „wilden“, „exotischen“, „archaischen“ Männlichkeit als „*uneuropäisch*“ von den übrigen Kulturen Europas abgetrennt gedacht wird⁹⁴. Damit verbunden ist dann aber auch noch eine „anthropologische Fiktion“, nämlich die unzulässig reduzierte Fixierung der Betrachtungsweise auf diese Region als eine „*culture area*“, innerhalb derer der männliche Ehrkomplex enthistorisiert und entkontextualisiert und damit reduktionistisch „invariant“ gesetzt wird. Es gilt dann der gesamte Raum als ausschließlich durch männliche Kultur geprägt bzw. auch als einziger Ort Europas, an dem Männlichkeit sich „ungebremst“ entfalten hat können.

Im Grunde haben alle drei Ausprägungen des Männlichkeitskultes jedenfalls eines gemeinsam und das ist ihr besonderes *Spannungsverhältnis zur modernen Staatlichkeit*. Sie liegen nämlich „*mit dem rechtlich festgelegten Gewaltmonopol des institutionalisierten Flächenstaates in einem kontinuierlichen und nicht konfliktfreien Wettbewerbsverhältnis*“⁹⁵. Die Entstehung zentralisierter Nationalstaaten erfolgte in Südeuropa - mit wenigen Ausnahmen - erst im 19. Jahrhundert und damit im Vergleich zum übrigen Europa relativ

93 Der etymologische Duden weist den "Macho" als umgangssprachlichen Ausdruck für den sich betont männlich gebenden Mann aus, der in den achtziger Jahren im deutschen Sprachgebrauch aufgekommen ist. Den Begriff Machismo bestimmt der Duden als "übersteigertes Männlichkeitsgefühl (besonders in Lateinamerika)". Dieser Begriff wurde in den siebziger Jahren dem gleichbedeutenden span. machismo entlehnt, einer Wortbildung zum span. macho ("männlich"), das auf lat. masculus ("männlich") zurückgeht. Heute hat "Macho" zwei Verwendungsweisen, zum einen im Sinne von "männlicher Chauvinist; Mann, der sich Frauen überlegen fühlt", zum anderen im Sinne von "harter Bursche, Kraftprotz" (im Gegensatz zum 'Softie')" (Duden, Bd.7, Das Herkunftswörterbuch, Mannheim, Wien, Zürich 1989: 431).

94 Vgl. Michael Herzfeld, *Anthropology through the Looking-Glass. Critical Ethnography in the Margins of Europe*, Cambridge/New York 1987: 64f.

95 Christian Giordano, *Der Ehrkomplex im Mittelmeerraum: sozialanthropologische Konstruktion oder Grundstruktur mediterraner Lebensformen?* in: Ludgera Vogt/Arnold Zingerle (Hrsg.), *Ehre. Archaische Momente in der Moderne*, Frankfurt a.M. 1994: 172).

„verspätet“⁹⁶. Bis dahin gab es daher andere „zivile“ Modelle der Konflikt- und Gewaltregulierung. Also sind all diese Männlichkeitsformen entweder nur noch *Überhänge* aus früheren Entwicklungsphasen oder sie reiben sich in ihrer „natürlich“ gebliebenen Männlichkeit an der Macht- und Gewaltinszenierung eines sich nun stark gebenden Staates oder sie stellen das gewissermaßen *letzte* naturwüchsige Widerstandspotential gegen jede Art staatlicher Modernisierung durch Macht- und Gewaltzentralisierung dar⁹⁷. Jedenfalls wird an allen drei Beispielen eine *besondere Staatsbezogenheit* von Männlichkeit sichtbar: Einmal weil die Qualität der *Archaisierung* und *Exotisierung* von Männlichkeit im Kern eigentlich am Phänomen des modernen Staates festgemacht wird, dann weil der staatliche Gewaltapparat ganz selbstverständlich eine Art *Reibebaum* für Männlichkeit abgibt und schließlich weil gewalttätige Institutionalisierung von Männlichkeit sogar Funktionen eines „(Anti-) Staates“ annehmen kann.

Der mediterrane männliche Ehrkodex als zivilgesellschaftliche, nämlich *vor-staatliche*, „Selbsthilfeinstitution“ gilt als Relikt früherer Perioden und wird daher zumeist als „*Erbschaft einer archaischen Epoche der sozialen 'Barbarei'*“ kodiert (vgl. Giordano 1994: 173). Das männliche Ehrsyndrom ist gewissermaßen das gesellschaftliche Stratifizierungs- und Konfliktregulierungsmuster aus prä-staatlichen Zeiten. Mit der Konstituierung des modernen Staates und seines Rechtssystems wird jedoch versucht, die selbstverständliche Geltungsgrundlage des Ehr-Kodex zurückzudrängen. Es soll dann einfach nicht mehr Rechtens sein, stolz zu sein. Das Monopol des männlichen Subjekts, „einziger Richter der eigenen Ehre“ zu sein, wird durch den Staat gebrochen (vgl. Giordano 1994: 173f.).

Auch der lateinamerikanische *Machismo* ist in einem spezifischen Staatsbezug zu deuten: Ist er doch geradezu als *Folgeproblem* staatlicher Konstituierung und Konsolidierung, also der Entstehung eines „modernen Staates“ in Spanien anzusehen. Die damaligen männlichen „Modernisierungsverlierer“ suchten im Zuge der Konquista nach neuen Chancen und begründeten in der „neuen Welt“ eine gesellschaftliche Ordnung, die nach dem Muster überlegener Männlichkeit geformt war.

96 Mit dem Typus des "Nationalstaates" wird hier der ab der frühen Neuzeit vor allem in Westeuropa sich herausbildende moderne Verfassungsstaat verstanden, für den die territoriale Zentralisierung aller gesellschaftlichen Gewalt hin zu einer "öffentlichen", also "staatlichen" und auch rechtlich "gezähmten" Gewalt strukturtypisch ist. Herausbildung "moderner Staaten" bezeichnet demnach den "Vorgang einer ständigen Hinzufügung einzelner 'moderner' Elemente zu vormodernen Staaten" (vgl. Heide Gerstenberger, Die subjektlose Gewalt. Theorie der Entstehung bürgerlicher Staatsgewalt, Münster 1990: 11). Max Weber schrieb daher die Entstehung des modernen Staates vor allem dem Wirken der Juristen zu (vgl. ebd.: 13).

97 Der "moderne Staat" beruht bekanntlich wesentlich auf "Entprivatisierung" von Gewalt. Nicht alle Gewalt ging aber in diesem "Zivilisationsprozeß" (vgl. Norbert Elias, Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, 2 Bde, Bern-München 1969) auch tatsächlich auf den Staat über. Die staatliche Gewaltregulierung bezog sich nämlich zunächst vorwiegend auf das soziale Beziehungsnetz unter Männern, nicht aber auch auf ihr Verhältnis zu Frauen und Kindern. Mechthild Rumpf spricht daher von einem "Mythos des staatlichen Gewaltmonopols" (vgl. Mechthild Rumpf, Staatsgewalt, Nationalismus und Krieg. Ihre Bedeutung für das Geschlechterverhältnis, in: Eva Kreisky/Birgit Sauer (Hrsg.), Feministische Standpunkte in der Politikwissenschaft. Eine Einführung, Frankfurt a.M. 1995: 228).

Das Verhältnis der sog. *Mafia* zum Staat ist um einiges komplizierter: Idealtypisch besteht selbstverständlich ein *widersprüchliches, konflikträchtiges Verhältnis* zwischen beiden politischen Formen, bleibt doch staatliche Legitimität weitgehend unbeachtet oder gilt sogar als besondere Zielscheibe mafioser Aktivitäten. In der Praxis jedoch, wenn der Einfluß der an mafiosen Strukturen interessierten Kreise in den staatlichen Apparat hineinreicht, können sich die Funktionen von Mafia und Staat durchaus auch *ergänzen*. Eine relative *Schwäche des Staates* gilt aber zudem auch als eine der Voraussetzungen für ein mafioses Netzwerk. Allerdings stellt, wie manche glaubten und auch propagierten, ein *starker Staat* nicht unbedingt ein probates Mittel gegen mafiose Strukturen dar⁹⁸. Durch die zentralisierte staatliche Gewalt des *Faschismus* wurde die Cosa Nostra in ihrer Bedeutung zwar zurückgedrängt, ihre Machtstrukturen wurden zerschlagen, viele ihrer Repräsentanten wurden inhaftiert und mußten außer Landes gehen. Dieser Erfolg des faschistischen Staates im Kampf gegen die Mafia beruhte aber vor allem darauf, „*daß er selbst in brutalster Weise in die bisher von der Mafia erfüllten repressiven Funktionen eintrat und im Interesse der sizilianischen Agrarbourgeoisie die organisierte Bauernbewegung, die Gewerkschaften und Linksparteien unterdrückte*“⁹⁹.

Zwischen Männlichkeit und Staatlichkeit besteht also ein strukturelles Äquivalenzverhältnis: „Rohe“ Männlichkeit scheint durch Staatlichkeit substituierbar und Staatlichkeit durch Männlichkeit re-substituierbar.

Im folgenden einige etymologische und sozialhistorische Ausführungen zu den drei Erscheinungsformen des Männlichkeitskults:

4. 1. Der mediterrane männliche Ehrkomplex

Mediterrane Hirtenkulturen/pastorale Gesellschaften sind in besonderem Maße durch polarisierte Geschlechterrollen gekennzeichnet¹⁰⁰. Ökonomische, geographische und politische Besonderheiten der Region generierten „*betont aggressives und kriegerisches männliches Rollenverhalten*“ (Rünzler 1988: 85).

Weidewirtschaft erweist sich als Quelle ständiger Konflikte. Schaden kann durch fremdes Vieh, aber auch durch Viehdiebstahl entstehen. Bis zur Durchsetzung staatlichen Rechts war

98 Selbiges widersprüchliches gilt auch für die sowjetische/russische Mafia: Auch hier bietet der "schwach" gewordene Staat gute Voraussetzungen für mafioses Treiben, gleichzeitig reichen aber die Anfänge des mafiosen Netzwerkes in die Ära des Staatssozialismus, also eines durchaus "starken" Staatskonzepts, zurück (vgl. Arkadi Waksberg, Die sowjetische Mafia. Organisiertes Verbrechen in der Sowjetunion, München-Zürich 1991; Ulrich Schmid, Gnadenlose Bruderschaften. Aufstieg der russischen Mafia, Zürich 1996).

99 Henner Hess, Mafia. Zentrale Herrschaft und lokale Gegenmacht, 3. Aufl., Tübingen 1988 (1970).

100 Vgl. Dieter Rünzler, Machismo. Die Grenzen der Männlichkeit, Wien-Köln-Graz 1988: 84.

Viehdiebstahl kein unehrenhaftes Vergehen, sondern erhöhte - im Gegenteil - sogar das Ansehen des Täters¹⁰¹. Viehbesitz, Zugang zu Wasser und Gras müssen sich mit Gewalt oder zumindest durch Androhung von Gewalt verschafft werden. „*Besitz ist kein Recht, sondern permanentes Erobern*“ (ebd.). Das wird seitens der Gemeinschaft¹⁰² von den Männern auch erwartet. Diese Eigenarten fundieren daher die Vorstellungen von idealer Männlichkeit im Mittelmeerraum (vgl. ebd.: 85f.).

Öffentliche Bereiche erweisen sich als potentielle Kampfgebiete und werden - weil Kämpfen männliche Tätigkeit ist - zur ausschließlich männlichen Sphäre. Persönliche Stärke und Ansehen des Familienverbandes verhelfen zu Erfolg. Verunglimpfung der Ehre eines einzelnen beleidigt daher immer auch die Gruppe als Ganzes.

Aus der Spannung zwischen dem Zwang zu ständiger Stärke und Überlegenheit sowie dem permanenten Zwang zur Vermeidung von Beleidigungen durch andere Männer entsteht ein „kompliziertes und zwiespältiges Beziehungssystem“ unter Männern, das nur gemildert werden kann, indem der Kontakt zu potentiellen Gegnern abgebrochen oder mittels Tabus und institutionalisierter Verhaltensweisen vermieden wird (vgl. ebd.). Der mediterrane männliche Ehrkomplex gilt als *übriggebliebener* Ausdruck geradezu „*triebhafter*“ männlicher Verhaltensweisen, die durch das staatlich garantierte Rechtssystem „*domestiziert*“ werden sollten.

Ehre beinhaltet die Überzeugung, daß man Anspruch und Recht darauf hat, stolz zu sein. Als „einziger Richter der eigenen Ehre“ gilt daher das Subjekt selbst. Ehre hat demnach immer mit Demonstration, Wettbewerb und Reputation zu tun, die durch strenge, sozial garantierte Normen eines von der Gemeinschaft anerkannten Kodex reguliert werden (vgl. Giordano 1994: 173f.).

Dieses traditionale Normensystem sieht stets auch ein deutliches *Ehrgefälle* zwischen Männern und Frauen vor. „Schwache“ Frauen und „starke“ Männer erscheinen als Komponenten einer „sozialmoralischen Arbeitsteilung“¹⁰³, die jedoch zwischen den Geschlechtern immer auch große soziale Ungleichheit verankert (vgl. ebd.: 174). Männliche Autorität erhält ihre Legitimationsgeltung vor allem durch Beaufsichtigung weiblicher Ehre (vgl. ebd.: 175f.). Gebärfähigkeit und Arbeitskraft von Frauen, also durch und durch ökonomische Faktoren, werden „moralisiert“ (vgl. auch Rünzler 1988: 87).

101 Ebensoles stellt Karl Kaser auch für den Balkan dar (Vgl. Karl Kaser, Hirten, Helden und Haiduken. Zum Männlichkeitskult im jugoslawischen Krieg, in: L'Homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft, 3. Jg., H. 1, 1992: 160).

102 Solidarität und Loyalität der Gruppe gegenüber unterscheiden diese Männlichkeitsform deutlich vom machistischen Mann (vgl. die späteren Ausführungen des Skriptums dazu bzw. ebd.: 86).

103 Julian Pitt-Rivers, The Fate of Shechem or the Politics of Sex. Essays in the Anthropology of the Mediterranean, Cambridge, London, New York, Melbourne 1977: 78, zit.n. Giordano 1994: 176.

Männliches Ehrbewußtsein manifestiert sich in „honour and shame societies“¹⁰⁴ durch Kraft, Mut, heldenhafte Tapferkeit, Großzügigkeit, Gastfreundschaft, Sanftmut, Geistesgegenwart, Schlagfertigkeit und Selbstbewußtsein (vgl. ebd.: 176). Durch *individuelles* männliches Verhalten wird also *kollektive Ehre* im Sinne von Familien- und Verwandtschaftsehre garantiert. Gleichzeitig wird aber der Ruf des „Ehrenmannes“ auch von der *Ehre der weiblichen Familienmitglieder* abhängig gemacht (vgl. ebd.).

Gesellschaft außerhalb des eigenen Familien- und Verwandtschaftskreises gilt als von potentiellen Rivalen konstituiert: Mediterrane Gesellschaften weisen häufig *agonale* Züge auf und bilden demnach Systeme sozialer Beziehungen zwischen rivalisierenden Individuen und Kollektiven (vgl. ebd.: 180). Wettbewerb um die Ehre beinhaltet Anspruch auf *sozialmoralische Überlegenheit* und *Angst vor sozialer Degradierung* gleichermaßen (vgl. ebd.: 181). In spezifischen *sozialen Räumen* (Piazza, Corso, Promenade, Kaffeehaus, öffentliches Bad usw.) können Ehre und Reputation *konstruiert* werden, d.h. bestimmte soziale Positionen werden durch diese Medien „öffentlicher Meinung“ erlangt, indem sie durch andere Gesellschaftsmitglieder auch *anerkannt* werden (vgl. ebd.: 182). Sie können aber auch an genau denselben Orten wieder *zerstört* werden, wenn Ehrverletzungen nicht nur begangen, sondern vor allem auch *öffentlich* werden (vgl. ebd.: 183). Ehre hat in mediterranen Gesellschaften daher die Funktion „*symbolischen Kapitals*“¹⁰⁵, das vor den urteilenden Instanzen sozialer Kontrolle geschickt „*verwaltet*“ werden muß (vgl. Giordano 1994: 183).

Auch in Südosteuropa („Balkan“) ist der enge Zusammenhang von Krieg, Kampf, Heldentum und einer speziellen „Moral des Heroismus“ unleugbar. Nicht zuletzt der Krieg im ehemaligen Jugoslawien gibt historische Evidenz für diese Faktizität (Kaser 1992: 155). Diese heroische Mentalität wurzelt gleichfalls in einem „Hirtenmilieu“ (vgl. ebd.: 156), ist aber letztlich nur aus dem Gesamtgefüge „balkanischer Patriarchalität“ erklärbar. Der Balkan galt um 1900 als „Zone des patriarchalen Regimes“¹⁰⁶. Hier fielen Hirten- und Heldentum zusammen, weil die geographischen Bedingungen dieser Region nur Viehwirtschaft zuließen.

Gesellschaftliche oder politische Erschütterungen dieser Hirtenkulturen können männlichen Heroismus auslösen oder aber auch nur verstärken. Pastoralgesellschaften werden dann militärisch aufgeladen: Die osmanische Eroberung um 1400 schuf also zusätzliche Voraussetzungen für die Ausbildung eines „Helden-Hirtentums“. Die pastorale Gesellschaft wurde durch exogene politische Umstände zur weiteren Militarisierung gezwungen (vgl. ebd.:

104 John G. Peristiany, Honour and Shame. The Values of Mediterranean Society, London 1965; Michael Herzfeld, Honour and Shame: Problems in the comparative Analysis of Moral Systems, in: Man, New Series 15 (1980), 339 - 351; beides zit.n. Giordano 1994: 173.

105 Pierre Bourdieu, Esquisse d'une théorie de la pratique, précédé de trois études d'ethnologie kabyle, Genève 1972: 239, zit.n. Giordano 1994: 187.

106 Vgl. Jovan Cvijic, zit.n. ebd.

158). Die sozial gewachsenen Zusammenschlüsse der Hirten reagierten auf die durch die Eroberung ausgelösten Unsicherheiten für Menschen und Herden mit Bildung sozialer Schutzorganisationen (vgl. ebd.: 157).

Nur der bewaffnete Mann konnte den Bestand der Stammesgesellschaften effektiv schützen:

„In den montenegrinischen Stammesgebieten gab es über Jahrhunderte keine staatliche Verwaltung, keine Polizei oder Militärkräfte des osmanischen Staates. Überleben hieß, sich selbst zu verteidigen. Der Waffe kam zentrale Bedeutung im Leben der Männer zu, sie war ein unverzichtbares Attribut. Sie diente dazu, den Gast zu beschützen, durch viele Heldentaten Ehre zu akkumulieren, sie war wichtigstes Symbol des männlichen Protzrituals. Waffe und öffentliche Sphäre waren eine heikle Kombination. Einem Mann in aller Öffentlichkeit die Waffe abzunehmen - ihn also zu entblößen - war eine der schlimmsten und nicht wieder gutzumachenden Ehrverletzungen. Die Ehrverletzung zählte hoch, zumal in einer materiell so unvorstellbar armen Gesellschaft, in der man nichts zu verlieren hatte als den Namen, das Gesicht, die Ehre. Mann, Ehre und Heldentat waren durch die Waffe repräsentiert: Keine Waffe, kein Held, keine Ehre, kein Mann“ (ebd.).

Das Haidukenwesen¹⁰⁷ in Form irregulärer Banden in der wärmeren Jahreszeit repräsentierte eine besondere Form des Kampfes, der Raubwirtschaft und des Heldentums: Überfälle auf Karawanen sowie Häuser von türkischen und ausländischen Kaufleuten, Schafdiebstahl usw. waren wichtige Aktivitäten der Haiduken. Individueller Heroismus galt bei den Haiduken weniger als kollektiver Heroismus der Bande. *„Die männlichen Helden hatten unter sich zu bleiben, Frauen wurden als Störfaktor betrachtet. Während der Haidukensaison durften die Helden keine Beziehung zu Frauen unterhalten. Sie waren überzeugt, daß dies den Kampf unglücklich beeinflussen würde“ (ebd.: 160).*

4. 2. Der lateinamerikanische Machismo¹⁰⁸

Der lateinamerikanische Machismo ist als Folge der *spanischen Kolonialisierung* zu deuten: Gewalt wurde in Spanien immer mehr an den Staat gebunden, Affekte unterlagen immer stärkerer Kontrolle und Krieger waren letztlich anachronistisch geworden, weshalb sie auch gesellschaftlicher Verachtung preisgegeben waren (vgl. Rünzler 1988: 39). Der Prozeß der

107 Als Haiduken bezeichnete man ursprünglich Hirten (vermutlich ungarisch für "Ochsentreiber"), die dann später zur Grenzverteidigung gegen das Osmanische Reich eingesetzt wurden. In Südosteuropa entwickelte sich der Begriff zur Sammelbezeichnung für Räuberbanden, die es schon vor der türkischen Besetzung gegeben hatte, die aber im Osmanischen Reich zu Trägern der nationalen und religiösen Opposition wurden. Von der unterdrückten Bevölkerung unterstützt und als Helden gefeiert, gingen die Haiduken von ihren unzugänglichen Gebirgs- und Waldverstecken gegen die türkischen Machthaber vor und teilten ihre Beute mit den Armen. In den Türkenkriegen unterstützten die Haiduken die österreichischen Truppen.

108 Der Aufsatz von Claudia von Werlhof benutzt Machismo als bloßen Kampfbegriff, dem freilich keine analytische Bedeutung beigemessen wird (Vgl. Claudia von Werlhof, "Vereint wie eine Schar wütender Adler ...". Frauenkämpfe und Machismo in Lateinamerika, in: beiträge zur feministischen theorie und praxis 3, 1980: 26 - 43). So wird der Begriff weder in seiner etymologischen noch in seiner sozialhistorischen Bedeutung abgeklopft. Er dient lediglich als negative Projektionsfolie, so auch wenn "Machoisierung" zum Gegenbegriff der "Hausfrauisierung" stilisiert wird (vgl. ebd.: 30).

Konsolidierung staatlicher Macht und staatlicher Kontrolle, ließ in Spanien also zunehmend weniger Platz für ein Männerbild, das sich primär am Kampf und an Eroberungen kriegerischer Art orientierte. Jene Männer, die mit diesem Wandel nicht zurandekamen, fühlten sich in ihrem Selbstwertgefühl und ihrer Männlichkeit angegriffen (vgl. ebd.). Heute würden wir sie als „Modernisierungsverlierer“ etikettieren.

Die „Selbstachtung“ stand in dieser Ära über allem, denn mit fortschreitender Armut und sozialer Bedeutungslosigkeit der „Hidalgos“ (Adelige/Junker) blieb der „ganze Wert der Männer“ nur noch in der Ehre verortet (ebd.: 30). Ohne festen Platz in einem stabilen Verwandtschaftssystem reduzierte sich die „äußerbare Ehre“ schließlich auf körperliche Erscheinung, Auftreten, eigene Kraft, Gesten, kämpferische Fähigkeiten, Mut, Großzügigkeit und Todesverachtung. So galt es für spanische Krieger und Soldaten, mit männlich-überlegenem Auftreten auch in den einsetzenden Friedenszeiten den höheren Wert gegenüber Männern anderer Berufe hervorzuheben (vgl. ebd.). In der breiten Bevölkerung wurden Krieg und Krieger schon lange nicht mehr verherrlicht, vielmehr sogar verachtet (vgl. ebd.: 31). Als Eroberer einer „neuen Welt“ galt es diesen Männern daher um jeden Preis - so auch über Ausrottung und brutale Unterwerfung der Indios - neuen Reichtum und neues Ansehen zu schaffen. Die besondere Grausamkeit der Konquistadoren gegenüber den Indios ist ja evident.

„Je unüberbrückbarer die Kluft zwischen den Ansprüchen und der Alltagsrealität in Spanien für viele Männer wurde, desto verlockender wurde es für die Abenteurer unter ihnen, (...) in die ‘Neue Welt’ aufzubrechen, (...)“ (ebd.: 23). Also drängte es viele junge Männer nach Eroberung eines vermeintlich „neuen“ Spaniens, in denen diese „verstaatlichten“ gesellschaftlichen Formen noch nicht entwickelt waren (vgl. ebd.: 39). *„Ihre spezielle Sozialisation prägte die Auffassung, daß Eroberung der Weg und Heldentaten die Mittel seien, um all das zu erlangen, was ihnen in Spanien versagt geblieben war“* (ebd.: 22). Die im „zivilisierten“ Spanien aufgestauten männlichen Affekte und Frustrationen konnten nun in der „Neuen Welt“ ungedämpft hervortreten (vgl. ebd.: 40). Dazu gehörte auch die Selbstbestätigung als überlegene und unabhängige Männer durch gewalttätige Sexualität gegenüber indianischen Frauen (vgl. ebd.: 42f.).

Nachdem im 15. Jahrhundert Juden/Jüdinnen und MaurInnen durch die Inquisition verfolgt worden waren, wurde Ehre zunehmend mit „christlicher Herkunft“ synonymisiert. Damit wurde Spaniens Überlegenheit begründet und die Kirche rechtfertigte fortan alle spanischen Hegemonialbestrebungen (vgl. ebd.: 32ff.).

Die Konquista brachte nicht nur sozialen und ökonomischen Wandel, sondern veränderte auch Formen geschlechtstypischen Verhaltens: Krieg und Kampf waren zwar auch für aztekische Männer charakteristisch. Männlichkeit wurde also auch schon vor der Konquista mit Aggressivität und Aktivität gleichgesetzt.

„Die Betonung der Individualität und die auf Rassismus beruhende Wertigkeit von ‘männlich’ und ‘weiblich’, die durch die Spanier um sich griff, brachte hingegen eine neue Dimension in die Vorstellung von Männlichkeit“ (ebd.: 46).

Die Konquista bedeutete: *„Unterwerfung eines ganzen Kulturraumes unter eine Minderheit von Männern. Dieser spezielle Typus von Mann, welcher auch für das Spanien dieser Zeit keineswegs als typisch gelten konnte, wurde in Lateinamerika rasch zum Ideal. Er repräsentierte die Macht, welche sich in allen Bereichen als überlegen erwiesen hatte“ (ebd.: 46f.).*

Das Land der Indios wurde fortan allegorisch mit „weiblich“ in Verbindung gebracht. Der unterlegene Gegner rückt tendenziell in die Nähe des „Weiblichen“, er wird „verweiblicht“ (vgl. ebd.: 47). In männerdominierten Kulturen weisen Formen von Männlichkeit eine erhebliche Bandbreite auf, sie reichen von „sehr männlichen Männern“ bis zu Männern, die „wie Frauen sind“. Polarisierungen - wie dies im Frauenbild der Fall ist - existieren jedoch nicht. Zudem stellen an Männlichkeit orientierte Gesellschaften häufig auch eine assoziative Verbindung zwischen Natur und Weiblichkeit her (vgl. ebd.).

„In der Neuen Welt war die Natur besonders fremd, unbekannt, nicht einzuordnen und bedrohlich. Sich dieser Welt auszusetzen, und noch vielmehr sie zu erobern, war ein ungeheures Wagnis, das den Spaniern aber, nicht zuletzt durch ihr männliches Weltverständnis, möglich schien. Spanisch war der Anspruch auf Herrschaft und Transzendenz über die Natur. Die männlichen Attribute, mit denen sie der Fremdheit begegneten, trugen alle die Qualitäten der Macht“ (ebd.: 47f.).

Kritik an der Herrschaft der Spanier forderte die moderate Führung durch einen „Ehemann“ anstelle eines grausamen „Vaters“ (vgl. Las Casas 1541 in einem Brief an den spanischen König, zit.n.ebd.: 48).

Die Konquista schuf die psychologischen Voraussetzungen dafür, daß indianisch mit „Weiblichkeit“ assoziiert wurde (vgl. ebd.: 60).

„Männlich-mächtig zu sein, war spanisch; indianisch war die Unterlegenheit, die Passivität, die Weiblichkeit. Zwischen diesen beiden Polen versuchten die folgenden Generationen der Mestizen einen Platz zu finden, und ihr krampfhaftes Bestreben, sich von der ‘minderwertigen Weiblichkeit’ zu distanzieren, führte zur Perpetuierung des Männlichkeitskultes bis zur Gegenwart“ (ebd.).

Nur selten verheirateten sich Spanier auch mit Indiofrauen. Den Nachkommen blieb daher in der Regel nur die Mutter als reale Bezugsperson. Sie führte dem Mestizen zwar seine eigene indianische Herkunft bedrohlich vor Augen, half ihm gleichzeitig aber auch, die mangelnde Bindung an den Vater und die fehlende soziale Umgebung zu kompensieren (vgl. ebd.: 54). Den Zugang zur Indiogemeinschaft haben sie verloren, gleichzeitig haben sie aber nur

beschränkten Zugang zur spanischen Kultur. Also richten sie sich als Außenseiter am Rande der europäischen Kultur ein und entwickeln ein dementsprechendes Wertesystem, das Überleben und vielleicht sogar Emporkommen garantieren. Selbstbild und Ehre richten sich an der Fähigkeit aus, sich anzupassen und durchzuschlagen (vgl. ebd.: 55).

Dazu kam dann noch die zunehmende, kaum zu unterbindende Auswanderung marginalisierter und krimineller SpanierInnen in die „neue Welt“. Und diese vermengten sich dann auch sehr rasch mit MestizInnen und MulattInnen (vgl. ebd.: 56). Asoziales Verhalten und Gewalttätigkeit kennzeichnete diese Gruppen der Bevölkerung (vgl. die *Léperos* in Mexiko). Die Situation der Mestizen unterschied sich nur graduell von jener der *Léperos*. Ihr Einfluß überdauerte die Kolonialzeit und wirkt bis in die Gegenwart. Immer wieder gaben sie auch für Caudillos willige Gefolgsleute ab, fungierten als Privatarmeen von Hacienda-Besitzern oder dienten als Pistoleros bei der Austragung politischer und persönlicher Rivalitäten (vgl. ebd.: 57). Sie waren also schwer zu kontrollieren, neigten zu Alkoholismus, Aggression und Räubereien und widersetzten sich „law and order“ (vgl. ebd.: 57f.). Der *Lépero* deckt sich also mit dem Typus des Macho, und beide stehen im Kontext einer gewalttätigen Gesellschaft (vgl. ebd.).

Die Azteken hatten den einzelnen nicht als Individuum, sondern als Mitglied einer größeren Einheit (Familie, Erziehungsinstitution, Berufs- oder Kriegerorganisation) betrachtet, deren Regeln und Vorschriften es zu befolgen galt (vgl. ebd.: 48f.). Dagegen waren die Spanier „*Einzelkämpfer*“; *Männer, die für sich keinen Platz in der Gesellschaft sahen und in Lateinamerika individuellen Erfolg suchten*“ (ebd.: 49). Der spanische Eroberer entwickelte sich daher zum einflußreichen Vorbild, welchem der mexikanische Mann zu entsprechen versucht: „*Er ist die Verkörperung von Überlegenheit und Männlichkeit, welcher die Einsamkeit sucht und schafft, um das Bild von sich selbst zu wahren*“ (ebd.).

Die Spanier haben die Indios immer nur als *Masse* wahrgenommen und davon trachteten die Mestizen sich zu distanzieren. Sie betonten daher in besonderem Maße ihre *Individualität* und *Überlegenheit* über die Indios. So zeigten sie wenig Hemmungen, „*auch asoziale Eigenschaften wie Aggressivität und Rücksichtslosigkeit positiv zu belegen*“ (ebd.: 58). „*In der Welt des Mestizen war für Altruismus und Solidarität wenig Platz*“ (ebd.). Das Individuum lebt nicht für die Gruppe¹⁰⁹. Diese sollte dem einzelnen nur Rückendeckung geben:

„*Im Vordergrund stehen Wünsche und Verhalten des einzelnen, die nur darauf abzielen, Herrschaft über die Mitmenschen auszuüben. Erfolg wird daran gemessen, inwieweit andere*

109 Anders z.B. bei den serbischen Haiduken, wo der einzelne ohne die Bande nichts ist: Hier tritt der individuelle Heroismus gegenüber dem kollektiven der Bande zurück. So sagt auch ein serbisches Sprichwort: "Ohne Bande kein Heldentum" (Bez druba nema junastva) (vgl. Kaser 1992: 160).

*bereit sind, ihm zu dienen und durch ihre Untergebenheit dessen demonstrativ zur Schau gestellte Inanspruchnahme von Zeit und Gütern zu unterstreichen*¹¹⁰.

Da Niederlage nur zu Sklaverei und Tod führt, sind im Kampf um persönliche Macht über Menschen und Dinge alle Mittel erlaubt. Der Machtkampf dient der Rechtfertigung der eigenen Existenz und des gesellschaftlichen Ranges (vgl. ebd.). Die Mittel in diesem Machtkampf sind persönliche, physische wie psychische Eigenschaften: Die Männlichkeit, der Machismo. „*In der Beziehung des Mestizen zu Frauen wird diese der Macht immanente Komponente deutlich. Hier äußert sich die Macht des Mannes in der Zahl seiner 'Eroberungen'; seine Stärke in der permanenten Bereitschaft zu erobern*“ (ebd.: 58f.). Das demonstrative Zurschaustellen des Bedürfnisses wird daher wichtiger als die Sexualität selbst (vgl. ebd.: 59).

Männer reagieren mit Machismo auf ihre Angst, nicht männlich-überlegen, sondern „weiblich“ zu sein. Mexikanische Autoren interpretieren Machismo auch als „*Versuch, sich von der 'indianischen Mutter' zu distanzieren und eine Identifikation mit dem 'Vater' zu erreichen*“ (ebd.: 172). Die Angst, Sohn aus einer Vergewaltigung zu sein, transformierte sich in „*die dem Mann immanente Befürchtung, wie die Vergewaltigte zu sein*“ (ebd.: 60). Sich dagegen zu wehren, bedeutet daher, „männlicher als die anderen“ zu sein und wie „der imaginäre Vater“ zu vergewaltigen. Macho ist der männliche Pol des Lebens und bedeutet größtmögliche Abgrenzung gegenüber dem „Weiblichen“, aber auch größtmögliche Angst vor diesem (vgl. Octavio Paz, zit.n. ebd.: 60).

Die Ehre des Macho beruht nicht darauf, ein gesetzestreuer Bürger zu sein. Seine Männlichkeit äußert sich vielmehr im Ausnützen seiner Möglichkeiten, Schwächere zu seiner Akzeptanz zu bewegen (vgl. ebd.: 66). Inhaber öffentlicher Ämter sehen sich daher auch nicht primär als Repräsentanten einer öffentlichen Institution, sondern als effiziente Realisierer ihrer persönlichen Macht. Insofern gilt für die mexikanische Gesellschaft auch ein innerer Zusammenhang zwischen Korruption und Machismo, mit jeder gelungenen Bestechung eines Amtorgans wächst auch das Überlegenheitsgefühl (vgl. ebd.: 70). Die Entmachtung der Konquistadoren, die Unterstellung der Kolonien unter Spanien und die spanische Dominanz des Verwaltungssystems provozierten eine überaus defensive Haltung, woraus eine ausgeprägte Aversion der Mestizen, aber auch der Kreolen gegen Spanier erwachsen sollte (vgl. ebd.: 61f. und 70). Noch dazu, wo sich insbesondere kreolische Frauen lieber mit - selbst armen - Europäern verheirateten als mit ihren eigenen Landsleuten (vgl. ebd.: 71). Kreolen tendierten daher in der Folge ganz besonders dazu, ihre soziale Stellung zur Schau zu stellen - durch ihre Kleider, ihren Schmuck, ihre Häuser, aber auch durch ihr ausgeprägt männliches Verhalten (vgl. ebd.: 72). Sie bewiesen ihre Männlichkeit aber nicht durch Eroberung neuer Länder, sondern durch Unterwerfung von Konkurrenten und durch

110 Eric Wolf, *Sons of the Shaking Earth*, Chicago/London 1959: 239, zit.n. Rünzler 1988: 58.

Eroberung auf sexuellem Gebiet. Der Gegner fand sich zunehmend in der eigenen Gesellschaft. Das Prestige des Mannes beruhte auf seiner Unverletzbarkeit und der Erniedrigung seiner Umwelt. Es galt daher, den Gegenspieler an empfindlichen Stellen zu treffen (vgl. ebd.). Eroberung von Frauen, Trinkduelle u.a.m. waren beliebte Mittel dazu (vgl. ebd.: 73f.). Entscheidenden Beweis für den „Wert“ der Männlichkeit aber legte erst der Tod (vgl. ebd.: 74).

In der auf Grund ökonomischen Wandels untergegangenen mexikanischen Figur des „Charro“¹¹¹ lebt in Filmen und Liedern eine männliche „Kunstfigur“ fort, die *„ein steriles Bild von Männlichkeit mit dem Ausdruck einer idealisierten Vergangenheit, die es in dieser Form nie gegeben hat“* (ebd.: 75), vermittelt.

Die historischen Wurzeln dieses Stereotyps liegen in Spaniens Viehzucht und Weidewirtschaft: „Vaqueros“ vermieteten sich in Kastilien und Andalusien mit ihrem Pferd auf jährlicher Basis und lebten mit dem ungebrannten Vieh in der Wildnis. *„Ihrem extrem rauhen und gefährlichen Leben entsprach auch die Art ihrer Vergnügungen“* (z.B. Stierkampf) (vgl. ebd.: 76). Die Schafhirten („Rabadanes“), die ihre Herden über hunderte von Kilometern trieben, hatten sich wiederum gegen die ansässige, ackerbauende Bevölkerung zu verteidigen (vgl. ebd.: 76f.). Die Hirten wurden durch diese Wirtschaftsweise zu einer *„isolierten, extrem mobilen Bevölkerungsgruppe (...), die sich ebenso wie die Viehhirten mit ihrer Heimatlosigkeit und ihren gefährlichen Lebensumständen zu arrangieren hatten. Sie leben 'frei und ungebunden', aber auch mit der permanenten Bedrohung durch die Natur, Viehdiebe und eine feindlich gesinnte Bevölkerung“* (ebd.: 77). Geschicklichkeit und Tüchtigkeit im Umgang mit dem halbwilden Vieh gewährleistet ihr Überleben an der Grenze zwischen idealisierter „männlicher Freiheit“ und drohender Verlorenheit. Sie schließen sich in Banden zusammen, rüsten sich mit Brustschildern, Harquebussen und sensenartigen Messern aus, wildern und ziehen sich in wüstenartige Gebiete zurück (vgl. ebd.).

Im 18. Jahrhundert kam es in einem Buch über argentinische Gauchos zur erstmaligen Erwähnung des Begriffes „Macho“. Ähnlich wie die Vaqueros akzeptierten sie Gewalt und Rücksichtslosigkeit als etwas Normales und Bewunderungswürdiges. „Macho“ wurde damals offenbar also mit den Werten und den physischen und psychischen Eigenarten des Gauchos assoziiert.

Auch der mexikanische Viehhirt („Charro“) entsprach diesem Selbstverständnis von männlichem Verhalten (vgl. ebd.: 78). Mut, Aggressivität, prahlerisches Verhalten und Potenz galten als seine Wesensmerkmale. *„Charro zu sein implizierte (...) Macho zu sein“*

¹¹¹ Ursprünglich Bezeichnung für einen berittenen Hirten (analog dem spanischen Vaquero, argentinischen Gaucho oder nordamerikanischen Cowboy).

(ebd.: 80). Der bekannteste Charro und Macho war wohl Emiliano Zapata, der „gute Pferde, Kampfhähne, schöne Frauen, Kartenspiele und alkoholische Getränke“ über alles geliebt haben soll (so sein ehemaliger Sekretär Palafox, zit. n. ebd.: 82). Genau diese Eigenschaften machten ihn aber für seine Gefolgsleute als Caudillo erst akzeptabel; Verherrlichung der Männlichkeit wurde geradezu erwartet (vgl. ebd.).

Auch nach der Unabhängigkeit Mexikos wurde das Unterlegenheitsgefühl der Kreolen keineswegs behoben. Es fiel nach wie vor schwer, die eigene Kultur anzunehmen und sich von europäischen oder us-amerikanischen Einflüssen abzugrenzen (vgl. ebd.: 88f.). Erst die Rückbesinnung auf die kulturellen Leistungen der indianischen Vergangenheit wirkte identitätsstiftend (vgl. ebd.: 91). Vor allem Präsident Camacho erkannte in den vierziger Jahren die positive Auswirkung auf die Stärkung des Nationalbewußtseins. Damit kam es auch zur Stereotypisierung dessen, was als typisch mexikanisch gilt. Kultureller Nationalismus wurde geschaffen (vgl. ebd.: 92).

„Es ist kein Zufall, daß gerade in dieser Zeit auch der Begriff ‘Macho’ und seine Ableitungen eine besondere Verbreitung erfuhr“ (ebd.).

„Die machohaft Art Mann zu sein, transzendierte sich zum ‘Mexikaner-sein’ überhaupt und ein Mann, der dieser Form von Männlichkeit nicht entsprechen konnte oder wollte, wurde nicht nur als unmännlich, sondern auch als ‘unmexikanisch’ verachtet und öffentlich als Hindernis für die nationale Entwicklung gebrandmarkt“ (ebd.).

In den dreißiger Jahren gab es auch politische Kampagnen gegen alle Abweichungen von der „männlichen Norm“, weil die Angst verbreitet war, daß durch „unmännliches“ Verhalten das „Wesen“ Mexikos in Frage gestellt würde¹¹² (vgl. ebd.: 92f.). Politischer Nebeneffekt des Machismo im 20. Jahrhundert ist also auch ein nationales Identifikationsmuster (vgl. ebd.: 93). Die Figur des Machos symbolisiert den Nationalcharakter und formuliert gleichzeitig die Erwartung an die Nation, nämlich stark, selbständig, unabhängig und unbeugsam zu sein (vgl. ebd.: 94).

Mexikanische Politik ist nicht nur „männlich“, sie ist zudem auch „patronal“ strukturiert (vgl. ebd.: 95f.). Erfolge von Politikern sind gleichermaßen abhängig von der Geschicklichkeit im Umgang mit noch Mächtigeren und von der Größe einer loyalen und einflußreichen Anhängerschaft (vgl. ebd.: 97). „Charisma und Eloquenz zählen mehr als politische Programme“ und ein „Personalismo“, der vom Verhaltensmuster des Machismo nie ganz zu

112 So war in einem Manifest mexikanischer Intellektueller vom 31. Oktober 1934 folgendes zu lesen: "Im Hinblick auf den Versuch, die öffentliche Verwaltung zu reinigen, schlagen wir vor, daß hierbei auch jene Personen mit zweifelhafter Moral erfaßt werden, die öffentliche Posten innehaben und die mit ihrem verweiblichten Verhalten - das noch dazu ein strafbares Delikt darstellt - eine Atmosphäre der Korruption schaffen, die so weit geht, daß sie die Festigung männlicher Tugenden in der Jugend verhindert ... Wenn man schon die Präsenz des Fanatikers und des Reaktionärs in den öffentlichen Ämtern bekämpft, so muß man sich auch gegen die Präsenz des Hermaphroditen wenden, welcher unfähig ist, sich mit jenen, die an der gegenwärtigen Reform arbeiten, zu identifizieren" (zit.n. Rünzler 1988: 92).

trennen ist, beherrscht entscheidend die politische Kultur Mexikos. Im „Caudillismo“ kommen die Werte des Machismo deutlich zum Tragen (vgl. ebd.).

Ab dem 19. Jahrhundert wurde der Caudillismo - als Produkt der Unabhängigkeitskriege - zu einem politisch bedeutsamen Faktor. Anführer hatten sich etabliert und die Bevölkerung hatte sich an den Gebrauch von Waffen gewöhnt. Diese kämpfenden Männergruppen entstanden eigentlich als Gegenreaktion auf den sich allmählich etablierenden Staat (vgl. ebd.: 98). „*Die Revolution wurde zu einem ‘círculo de muerte’, zu einem gewalttätigen Spiel, das gespielt wurde, um die Männlichkeit zu beweisen und oftmals in sinnloser Destruktivität endete*“ (ebd.: 99). Politische Konzepte und politische Ziele waren dabei also gar nicht so wichtig, wichtig war nur der Kampf um persönliches Überleben. Ein Caudillo hatte daher vor allem ein „richtiger Mann“ (muy hombre) zu sein. Er hatte nicht unbedingt die politischen Interessen seiner Gefolgsleute zu vertreten, sondern er sollte vorzugsweise jene Qualitäten verkörpern, die sie bewunderten und die sie sich auch für sich selbst wünschten. Aus Zuneigung („de cariño“) folgten die Leute ihrem Anführer überallhin. Die Persönlichkeit, das Charisma der „Jefes“, ihr Vorbild an Männlichkeit, war den Kämpfern in erster Linie wichtig. Ihre Motivation bezogen sie primär aus der Identifikation mit ihren Anführern und ihrem männlichen Ehrenkodex (vgl. ebd.: 98f.). Sein Führungsanspruch wurde nicht mehr in Frage gestellt, war er doch gerade deshalb zum Führer auserwählt worden, weil er der Überlegene, der Fähigste, mit einem Wort: der Männlichste war (vgl. ebd.: 100). Der Caudillo verkörperte in seiner Person „die Männlichkeit der ganzen Gruppe“ und mit seinen Erfolgen im Kampf und bei Frauen „*erhöhte er immer auch den männlichen Wert jedes einzelnen Mitglieds*“ (ebd.).

Die Schaffung regulärer Armeen sollte den Caudillo-Bewegungen schließlich die Grundlage entziehen. Ursprünglich waren Caudillismo und Militarismus nahezu deckungsgleich gewesen (vgl. ebd.). Mit allmählicher Konsolidierung des Staates wurde das Heer zentral gelenkt, mit der Professionalisierung und Technisierung der Armee nahmen die Unterschiede zwischen den Einheiten der Caudillos und der Armee sichtlich zu (vgl. ebd.: 101). Kommandanten und Truppen wiesen nicht mehr die klientelistische und libidinöse Beziehungsstruktur auf. Befehlsansprüche beruhten nicht mehr auf überlegener Männlichkeit, sondern auf einem beruflichen Status (Offizier).

Die immanente Konzeption der Armee erforderte also ein von den Inhalten des Machismo wesentlich unterschiedenes Selbstverständnis. Allerdings konnte sich in Mexiko etwa das Militär als modernes Heer zu keiner Zeit wirklich durchsetzen (vgl. ebd.). Diese ursprüngliche Komponente der Männlichkeit verschwand also niemals vollends. Das Heer konnte zwar die Macht der Caudillos sukzessive beschneiden, aber keiner Regierung gelang es während der

Revolution, ihre Befehlsgewalt gegenüber den persönlichen Loyalitätsbeziehungen der Soldaten zu ihren Befehlshabern unangefochten durchzusetzen (vgl. ebd.).

Die „Männlichkeit“ der Politik in Lateinamerika/Mexiko ist evident. Der mexikanische Präsident unterscheidet sich nur graduell in seiner Machtausübung von einem Caudillo. Er ist zwar gewählt, aber die ihm verliehene Macht ist im Grunde unbegrenzt. Er ist die „Verkörperung“ der gesellschaftlichen und politischen, also der öffentlichen Macht, die niemals frei von Gewalt ist und zudem immer ein „Geschlecht“ hat, das „männlich“ ist (vgl. ebd.: 102). 1913 gab Pancho Villa dem damaligen Präsidenten folgenden Rat zur Lösung der innenpolitischen Probleme: *„Alles was Sie tun müssen, ist ihre Hosen hochziehen und ein Mann sein“* (Pancho Villa, zit.n.ebd.: 104).

Von einem mexikanischen Politiker wird immer noch erwartet, daß er sich wie ein richtiger Mann durchsetzen kann. *„Das personalistisch-machistische Selbstverständnis des Politikers reduziert empfindlich das emotionale Spektrum seiner - ihm als akzeptabel erscheinenden - Lösungsmöglichkeiten einer Konfliktsituation“* (ebd.). Dieses politische Selbstverständnis steht in engem Konnex zum Fehlen effizienter und tatsächlich beanspruchter institutioneller Mittel der Konfliktlösung. Daher wird allemal noch der „persönliche“ Weg bevorzugt (vgl. ebd.). Das wird dann in der Sphäre der Politik zu einem Paradox: *„Die Qualifikation der demokratisch gewählten Führer besteht partiell in ihrer undemokratisch handelnden Persönlichkeit“* (ebd.).

Die „Vermännlichung“ der Politik *„wirkt zusätzlich stabilisierend auf das politische System“* (ebd.: 106). Der Machismo bewirkt nämlich, daß zumindest ein Teil der Bevölkerung das Gefühl hat, am politischen System partizipieren zu können:

„Trotz minimalster sozialer Möglichkeiten und täglich erlebter Demütigungen bleibt der Masse der männlichen Bevölkerung zur Identifikation mit ihren Führern ihre Männlichkeit. Mag auch die Realität der Mächtigen eine völlig andere sein, aber ihr männliche Selbstdarstellung entspricht einem Stereotyp, mit dem sich auch der Ohnmächtige verbunden fühlt, und dem er ansatzweise auch entsprechen kann. Der Machismo ist ja keine eng umrissene Rolle, die an bestimmte soziale oder persönliche Konditionen gebunden ist, sondern vielmehr ein ‘Bild’ von Männlichkeit, das - partiell betrachtet - für jeden Mann umsetzbar ist“ (ebd.: 106).

Machismo vergemeinschaftet also im Politischen, indem er unter einem Teil der Bevölkerung „eine gewisse, irrealer Zufriedenheit“ schafft, gleichzeitig aber deren Solidarität verhindert. Frauen aber werden mittels des machistischen Bandes aus der politischen Sphäre gedrängt (vgl. ebd.).

Selbst im Mexiko des 20. Jahrhunderts gilt der Fremde als der „richtige Mann“ schlechthin. Nicht die Macht, sondern das Gefühl der Ohnmacht erzwingt nun das sich Abschließen der

Männer, „die nie völlig zu verdrängenden Zweifel über die Undurchdringlichkeit ihrer Maske verlangen die Distanz, und die Maßlosigkeit des Anspruchs erdrückt jeden Versuch, ihm zu entsprechen“ (ebd.: 49f.).

Als „überlegene Männlichkeit“ ist der Begriff „macho“ also vor allem an den *lateinamerikanischen* Raum geknüpft. „Macho“ in seiner ursprünglichen Bedeutung meinte „Tiermännchen“ und wurde im Spanischen als Adverb im Sinne von „stark“ und „robust“ gebraucht. Zudem wurde das Wort auch als Synonym für „hombre necio“, einen dummen, tölpelhaften Mann gebraucht (vgl. Rünzler 1988: 14). Erst in neuerer Zeit wird auch in *Spanien* der Begriff „macho“ im Sinne eines „mannhaften Kerls“ benutzt. Dieser „Wandel der Konnotation vom Tölpel zum ‘ganzen Mann’“ läßt sich auch damit illustrieren, daß sich eines der größten spanischen Männermagazine „Macho“ nennt (vgl. ebd.).

In Lateinamerika hat sich dieser Bedeutungswandel schon vor längerer Zeit vollzogen. Der Begriff steht hier immer im Kontext *positiv* interpretierter Männlichkeit. Die mit „machismo“ assoziierten Inhalte unterscheiden sich in den verschiedenen Ländern Lateinamerikas nur unwesentlich.

In *Mexiko* wird mit „machismo“ der Kult um männliche Überlegenheit, männliche Kraft, persönliche Stärke und Mut bezeichnet. Im Politischen bedeutet es, gegen seine Widersacher zu gewinnen, an der Staatsführung auf vielen Ebenen beteiligt zu sein und mit seiner politischen Linie und seinen Ansichten zu dominieren sowie seine Feinde im In- und Ausland zu besiegen. „Machismo“ bedeutet das Gegenteil von kompromißbereit oder schwach sein im privaten wie im öffentlichen Leben¹¹³. Bis zur Mitte dieses Jahrhunderts war „macho“ in Mexiko erstaunlicherweise ein selten benutzter Begriff. In keinem der Lieder der Kolonialzeit, der Unabhängigkeitskriege und der Reformation werden das Wort „macho“ oder seine Ableitungen erwähnt (vgl. Rünzler 1988: 16). Erst in den vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts erhielt der Begriff seine heutige Popularität. Die rasche Verbreitung von „macho“ im alltäglichen Sprachgebrauch wird unter anderem auch dadurch erklärt, daß der Begriff mit dem Namen des damaligen Präsidenten Camacho in Verbindung gebracht wurde¹¹⁴. Wichtiger für die Verankerung des Begriffs im Sprachgebrauch dürfte aber seine Assoziation mit „Mexikanertum“ gewesen sein. Anfang und Mitte des 20. Jahrhunderts wurde nämlich ein Zusammenhang zwischen der Betonung der nationalen Eigenheit Mexikos und dem „machismo“ hergestellt (vgl. Rünzler 1988: 17).

113 Vgl. Donald C. Briggs, Marvin Alisky, Historical Dictionary of Mexico, New York 1981:135, zit.n. Rünzler 1988: 16.

114 Vgl. Américo Paredes, The United States, Mexico and "Machismo", in: Journal of the Folklore Institute 8 (1971): 23.

Auch in *Bolivien* steht „machismo“ für überlegene Männlichkeit. „Machismo“ äußert sich in aggressiver und ausschweifender Sexualität, in Verwegenheit, Überheblichkeit und Herrschsucht ebenso wie in Wortgewandtheit und anderen männlichen Fertigkeiten¹¹⁵.

In *Peru* wird mit „machismo“ jener Lebensstil bezeichnet, der Männlichkeit durch die Unterdrückung von Frauen und durch Mut in Situationen physischer Herausforderungen demonstriert. „Machismo“ bedeutet in Peru aber auch, seine männliche Kraft dadurch unter Beweis zu stellen, seine Frau oder Freundin zu schwängern so oft es die Natur erlaubt, was auch die Abneigung gegenüber Geburtenkontrolle erklärt. Im politischen Wortgebrauch bedeutet „machismo“, Programme und Vorschläge aller Gegenkandidaten zu besiegen¹¹⁶.

Machismo wird also allgemein als „betonte“, „aggressive“ Männlichkeit definiert, die durch die Zurschaustellung von Gewalt, Furchtlosigkeit und sexueller Eroberung geprägt ist. Männliche Überlegenheit wird aber vor allem in solchen bäuerlichen Gesellschaften idealisiert, *„wo für Männer auf Grund der nicht mehr bestehenden patrilinearen Vererbung die Kontrolle über die materiellen Werte nicht mehr gegeben ist“* (ebd.: 110). Die Schere zwischen relativer Armut, sozio-ökonomischer Marginalität eines großen Teils der männlichen Bevölkerung und patriarchaler gesellschaftlicher Ideologie, der nur ein kleiner Teil der Männer entsprechen kann, läßt den Machismo, wie wir ihn bisher erörtert haben, entstehen (vgl. ebd.). Machismo nur auf eine „Kultur der Armut“ zu reduzieren, geht allerdings am Kern der Sache vorbei. Auch Männer der Mittel- und Oberschicht leben die Überlegenheit ihrer Männlichkeit - allerdings in subtilerer und weniger auf unmittelbare Körperlichkeit reduzierter Weise (vgl. ebd.: 112). Die Unterschiede bestehen also nur in den Formen der „Umsetzung“ der Männlichkeitsideale:

„Zwei kontrahierende Politiker werden andere Mittel zur Lösung ihres Konfliktes anwenden als zwei rivalisierende Betrunkene in einer Cantina (...), doch ihr emotionales Spektrum und die damit verbundene Zielsetzung sind in beiden Fällen durch ihr ähnliches männliches Rollenstereotyp vorgegeben: Das Ziel ist die Durchsetzung des eigenen Willens! Kompromisse werden als Zeichen von Schwäche negativ bewertet und Überlegenheit mit Recht gleichgesetzt“ (ebd.: 112).

115 Vgl. Dwight B. Heath, *Historical Dictionary of Bolivia*, New York 1972: 146, zit.n. Rünzler 1988: 16.

116 Vgl. Marvin Alisky, *Historical Dictionary of Peru*, New York 1979: 56, zit.n. Rünzler 1988: 16.

4. 3. Die sizilianische Mafia¹¹⁷

Der Zeitpunkt der Entstehung mafiosen Verhaltens und Verbindens ist eigentlich ziemlich unklar und wird daher eher kontroversiell gesehen. Manche Autoren verlegen den Beginn bereits in die Epoche der Rebellion um die Sizilianische Vesper (1282). Die meisten Autoren gehen aber eher davon aus, daß die Cosa Nostra etwa Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden ist¹¹⁸. Der Wortstamm dürfte arabischen Ursprungs sein. In Sizilien ist das Wort Mafia jedenfalls seit dem 17. Jahrhundert im Sinne von Stolz, Kühnheit, Selbstbewußtsein, Herrschsucht und sicheren sowie anmaßenden Verhaltens bekannt. „*Wurde ein Mann mit diesen Attributen belegt, so zielte man vor allem auf seine Überlegenheit, auf seine Männlichkeit ab*“ (Hess 1988: 1). Als Adjektiv verwendet bedeutet das Wort im Volksmund „herausragend, männlich, schön“ (ebd.: 2). Ein Mafioso ist demnach ein Mann, der jederzeit bereit ist, seine Ehre zu verteidigen.

1838 wurde der Begriff erstmals in einem Bericht des Generalprokurators von Trapani an das Justizministerium in Neapel gebraucht, in dem von „*typisch mafiosem Verhalten und von unleugbar mafiosen Gruppierungen*“ (vgl. ebd.) die Rede war. Dreißig Jahre später war der Gebrauch des Wortes Mafia schon üblich. Es haftete gleichzeitig aber auch schon die Konnotation des Kriminellen an ihm. Die Verbreitung des Begriffes wird einer 1862 aufgeführten Komödie zugeschrieben, in der Szenen aus dem Gefängnis von Palermo geschildert wurden. Die Hauptpersonen genießen bei ihren Mitgefangenen besonderen Respekt und können ihnen Verhaltensnormen oktroyieren, weil sie „camorristi“ sind, also Mitglieder einer Vereinigung mit bestimmten Gebräuchen, Initiationsriten und Rangabstufungen (vgl. ebd.: 2f.).

Die geheime *Organisation* wurde von den Mafiosi selbst als *Camorra* (Neapel) oder *Cosa Nostra* (Sizilien) bezeichnet. Mafioso wurde nur als Adjektiv gebraucht. Nach und nach wurde das Wort Mafia vor allem von Journalisten, Juristen und ausländischen Autoren für organisiertes Verbrechen überhaupt verwendet (vgl. ebd.: 3). 1865 erschien die Bezeichnung in der offiziellen Amtssprache und 1875 drang der Begriff auch in die deutsche Sprache ein (vgl. ebd.: 3f.).

„*Mafia ist keine Organisation, sondern eine Verhaltensweise, eine Methode, das, was die mafiosi tun; sie ist die von 'starken Männern' ausgeübte und angedrohte private Gewalt,*

117 Dieser Abschnitt fokussiert vor allem auf "klassische", nämlich *sizilianische* Entstehungs- und Erscheinungsformen des Mafiosen, auch wenn "Mafia" mittlerweile im journalistischen und politischen Sprachgebrauch zum Prototyp organisierten Verbrechens in allen Regionen der Welt avanciert ist: Mafia dient daher als Bezeichnung für die chinesischen Triaden ebenso wie für die japanische Yakuza oder für die russische "Mafia". Im sizilianischen Ursprung lassen sich die sozialen, ökonomischen und politischen Entstehungsgründe, wie sie für unsere Fragestellung von Bedeutung sind, besonders gut nachzeichnen. Die "Globalisierung" des mafiosen Netzwerkes im Sinne eines multinationalen Schmuggel- und Drogenkonzerns sprengt dagegen unsere Fragestellung der Institutionalisierungsformen von Männlichkeit.

118 Vgl. Henner Hess, *Mafia. Zentrale Herrschaft und lokale Gegenmacht*, 3. Aufl., Tübingen 1988 (1970): 4.

*ausgeübt und angedroht in allen sozialen Konflikten, vom Kampf um das Land und die Ernte, vom Kampf um die besten Stände auf dem Markt, von der Kontrolle über das Baugewerbe, den Drogenhandel, den Zigarettschmuggel bis hin zu den Wahlkämpfen und den Auseinandersetzungen um die Besetzung einflußreicher Posten in allen bürokratischen Institutionen*¹¹⁹.

Aber auch das Glückspiel gab für die Zielsetzungen der vor allem ländlichen „Mafia“ ein dauerhaftes ökonomisches Fundament an der Grenze des Legalen ab. Ausbeutung durch Prostitution gestattete die sizilianische „Mafia“ allerdings nie¹²⁰. Die Mehrheit der heutigen Cosa Nostra besteht aus Händlern und Geschäftsleuten, aus Männern also, die in nahezu allen wirtschaftlichn Branchen kleine Läden, Firmen oder Unternehmen betreiben (vgl. ebd.: 39f.).

Mafiose Strukturen setzen also eine besondere *ökonomische* Fundierung voraus, die historisch erst durch den „Latifundismus“ gegeben war¹²¹. Über Jahrhunderte war Sizilien faktisch ein *Kolonialland*. Die jeweiligen Zentralregierungen waren nicht nur schwach, sondern zudem auch sehr weit entfernt, nämlich in Madrid, in Neapel und schließlich in Rom. Die eigentlichen Herren waren daher immer die landbesitzenden Barone, die auf ihren Latifundien uneingeschränkt herrschen konnten. Bewaffnete Feldwächter unterstützten sie dabei.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts präferierten aber immer mehr der Barone städtische Lebensformen, wie sie sich in Palermo oder in Neapel anboten. Sie verpachteten daher ihre Güter an Großpächter (gabelloto), die die Ländereien zumeist zerstückelten und weiter verpachteten. 1812 wurde schließlich der Feudalismus als soziale und ökonomische Herrschaftsorganisation politisch abgeschafft und viele Güter, auch bis dahin kirchliche Ländereien, wurden nun an die soziale Schicht der Großpächter verkauft, weil diese durch Drohungen und Gewalt andere Kaufinteressenten mit Erfolg abzuschrecken vermochten. Anstelle der alten Feudalherren setzte sich also eine neue Agrarbourgeoisie durch. Traditionelle Weide- und Sammelrechte wurden den Bauern aber genommen, das Gemeindeland wurde privatisiert, so verschlechterte sich die ökonomische Situation der Bauern rapide. Das bisher nur sporadische Banditentum wurde in der Folge daher zu einem durchaus chronischen Phänomen (vgl. Hess 1990: 114).

Landbesitzer und Großpächter schützten sich durch private Gewaltanwendung gegen unruhig werdende Kleinpächter, Landarbeiter und Banditen. Diese Selbsthilfe der herrschenden Schichten war notwendig, weil staatliche Polizei und Justiz zu schwach waren bzw. die von

119 Henner Hess, Die sizilianische Mafia: ein Beispiel der Männerwelt des organisierten Verbrechens, in: Gisela Völger/Karin v. Welck, Männerbande, Männerbünde. Zur Rolle des Mannes im Kulturvergleich, Köln 1990: 113.

120 Vgl. Pino Arlacchi, Mafia von innen. Das Leben des Don Antonino Calderone, Frankfurt a.M. 1995: 17 und 24f..

121 Vgl. Axel Schmidt, "Wo die Männer sind, gibt es Streit". Ehre und Ehrgefühl im ländlichen Sardinien, in: Ludgera Vogt/Arnold Zingerle (Hrsg.), a.a.O.: 194.

der Zentralgewalt abgeschnittenen, isolierten Dörfer gar nicht unter ihrer Kontrolle hatten. Der private Gewaltapparat beeinflusste darüber hinaus aber auch die Pachtverträge sowie die Verteilung der Ernte zugunsten der Grundherren.

„Der Klassenkampf auf dem Lande war also sehr direkt und nicht über den Staat vermittelt. Die Handlanger der Grundherren schlugen ihrerseits daraus ihren Profit. Die schwerbewaffneten und für ihre Gewalttätigkeit berühmten privaten Feldhüter zwangen die Bauern, ihnen einen Teil der Ernte als Schutzgebühr zu zahlen“ (ebd.: 114f.).

Im Zuge des Verfalls der feudalen Herrschaftsordnung konnte der sich nun konstituierende „moderne Staat“ sein Monopol auf legitimen physischen Zwang aber nicht geltend machen. Die mafiose Gewalt erschien daher *„vom Standpunkt der besitzenden Klassen“* als *„notwendiger außerökonomischer Zwang, der der Erhaltung der Besitzverhältnisse diene“* (ebd.: 115). Diese private Gewalt war zwar *illegal*, weil sie ja gegen staatliche Gesetze verstieß, gleichzeitig erfuhr sie aber im ethischen Verständnis der Bevölkerung *legitimatorische* Abdeckung:

„Die subkulturelle Ehrenscheigepflicht omertà verbot jede Zusammenarbeit mit den als Organe fremder Überlagerer angesehenen staatlichen Instanzen, und der mafioso entsprach weitgehend dem sizilianischen Idealbild menschlichen Daseins, dem unabhängigen, geheimnisumwitterten und respekteinflößenden uomo d'onore, der nicht mit der Hacke die Erde bearbeiten muß, ...“ (ebd.).

Der mafioso ist also zwar *Krimineller*, der jedoch *respektiert* wird und zudem gleichzeitig *nützliche* Funktionen erfüllt (so etwa als Vermittler bei Viehdiebstählen, bei Entführungen, bei Arbeitssuche der Angehörigen seiner Klientel usw.). Je mehr aber in der Folgezeit der moderne Staat seine Gewaltfunktionen auch tatsächlich ausüben konnte, *„desto mehr verschob sich das Gewicht auf den kriminellen Akzent der mafiosen Tätigkeit“* (ebd.).

„Mafia“ ist also nicht bloß ein kriminelles, sondern vor allem auch ein *politisches* Phänomen: Ist sie doch eine wichtige *„Form illegalen außerökonomischen Zwanges zur Verteidigung privilegierter Positionen“* (Hess 1988: VI), weil Teile der herrschenden Klasse ihre Interessen mit Hilfe des entweder zu schwachen oder aber rechtsstaatlich eingeschränkten staatlichen Apparates nur ungenügend durchsetzen können (vgl. ebd.).

In Sizilien gab und gibt es also „gewöhnliche Männer“ und davon abgehoben die „Männer der Ehre“ (vgl. ebd.: 21). Die Organisationsstruktur des mafiosen Phänomens ist als *„Vielzahl lockerer, in ständigem Wandel begriffener Beziehungsgeflechte“* zu denken, die jeweils um einen erfolgreichen mafioso herum angeordnet sind, *„also um einen Mann herum, der sich in seinem Dorf oder in seiner Stadt durch Gewalt und Organisationstalent hochgearbeitet hat und zum starken Mann seines Gebietes, zum capo-mafia geworden ist“* (vgl. Hess 1990: 115).

Die Mafia als Geheimgesellschaft enthält in gewisser Hinsicht aber doch auch gewisse Momente einer *formalen Organisation*, auch wenn das Wort eben vor allem nur (allerdings männliche) Macht indiziert und zudem nur spezifische (eindeutig männliche) Verhaltensweisen meint (vgl. Arlacchi 1995: 8). Als Mafia gilt aber faktisch dennoch nur die - wenn auch nach außen und gegenüber anderen unsichtbar bleibende - Vereinigung aller jener Männer, die einen Eid auf sie geleistet haben. Sie schreibt sehr klare Regeln vor (vgl. ebd.: 38). Die Raffinesse der Cosa Nostra besteht darin, gleichzeitig eine geheime, für nur wenige Mitglieder zugängliche Vereinigung zu sein und dennoch mit dem normalen Leben, mit dem Alltag und den Berufen der Männer, verflochten zu sein (vgl. ebd.: 39). Die Mafia rekrutiert sich aus allen Winkeln der Gesellschaft. „*Der Mafioso ist wie eine Spinne. Er knüpft Netze aus Freundschaften, Bekanntschaften und Verpflichtungen*“ (ebd.: 39). In einer anderen gebräuchlichen Metapher (*cosca*) wird der Mafioso mit dem Stamm und die um ihn gruppierten Männer werden mit den Blättern einer Artischocke verglichen (vgl. Hess 1990: 115).

Zum „Mann der Ehre“ wird man durch familiäres „Erbe“, dadurch daß die älteren Mafiosi, Freunde des Vaters, Verwandte der Mutter, vielversprechende junge Männer aufmerksam verfolgen und sie zu neuen Mafiosi „machen“, indem sie sie auswählen, sie ermutigen, ausbilden, lenken, sie als „Männer der Tat“ auf die Probe stellen, sie nach und nach Aktionen ausführen lassen, sie kompromittieren, so daß sie nicht mehr aussteigen können, und sie schließlich in einer Zeremonie in die Gesellschaft der „Männer der Ehre“ aufnehmen (vgl. Arlacchi 1995: 18f., 52 und 65). Der auserkorene junge Mann versteht rasch, daß sein Vater, die Freunde und Brüder des Vaters zur Mafia gehören. Es fällt ihm auf, daß Männer kommen und mit dem Vater Wangenküsse tauschen, was sonst unter Männern nicht üblich ist. Nur die „Männer der Ehre“ küssen einander, wenn sie sich treffen. Die Mafia wird schließlich für den jungen Mann alles. Ein starkes Gefühl für Nachahmung und Anerkennung herrscht vor. „*Ohne es zu wissen, eignete man sich die mafiose Mentalität an*“ (ebd.: 19).

Frauen spielen im mafiosen Netzwerk nur insofern eine Rolle, als sie mit der Geburt von Söhnen die Zahl der „waffenfähigen“ Männer einer Mafia-Familie vermehren oder indem sie durch Heiraten innerhalb einer *cosca* oder zwischen verschiedenen *cosche* verwandtschaftliche Bindungen stiften (vgl. Hess 1990: 116).

Die heterogenen, durch Beitrittsformalitäten und Initiationsriten nach außen abgeschlossenen Gruppen der Cosa Nostra werden als „Familien“ (*famiglia*) bezeichnet (vgl. ebd.: 7). Die „Familien“ sind überaus hierarchisch strukturiert. Die einfachen Mitglieder sind die „Soldaten“ (*soldati*), dann gibt es Leiter von Gruppen (*Capidecina/Zehnerführer*), darüber steht der (vom Repräsentanten ernannte) Vizerepräsentant und (der gewählte) Repräsentant der „Familie“ (*Capofamiglia*) (vgl. ebd.: 33f.). Dem Repräsentanten zur Seite stehen

(gewählte) Berater (Consiglieri) (vgl. ebd.: 35). Auf ihrem Territorium ist die „Familie“ autonom. Nur Berichtlegung auf Distriktsebene (drei Familien) wird eingefordert. Das Um und Auf der Cosa Nostra sind präzise Informationen (vgl. ebd.: 36). Wichtige Entscheidungen kommen allerdings immer von ganz oben (vgl. ebd.: 37).

Der *capo-mafia/capo-famiglia* ist nach unten hin in eine *cosca* und nach oben hin in eine *partito* integriert.

„Die cosca ist keine Gruppe im soziologischen Sinne; Interaktion und Wir-Gefühl fehlen weitgehend, auch das Bewußtsein eines gemeinsam zu erreichenden Zieles ist gering. Sie stellt sich vielmehr als eine Vielzahl dyadischer Beziehungen dar, die der mafioso mit jeweils voneinander unabhängigen Personen unterhält. Das Ganze hat keinen anderen Zusammenhalt als die Bindung an den mafioso“ (Hess 1990: 115).

Die „vergemeinschaftenden Kräfte“ können „echte“ oder „rituelle“ Verwandtschaften (z.B. Taufpatenschaften), expressive oder instrumentale Freundschaften sowie andere Klientelbeziehungen sein. Der mafiosi fungiert als Patron, mit dem die Klienten „in vielfältigen reziproken, aber in der Regel asymmetrischen Tauschbeziehungen“ stehen. „Protektion oder wirtschaftliche Leistung zahlen sie dann damit zurück, daß sie den Patron davon entlasten, in seinen Geschäften persönlich Gewalt anwenden zu müssen“ (ebd.: 116). Das Ende des mafiosi bedeutet daher zumeist gleichzeitig auch den Zerfall der Gruppierung.

Partito dagegen bezeichnet das Netz von Beziehungen, das der mafioso zu sozial und ökonomisch höherstehenden Personen unterhält. Wichtig in dieser Hinsicht sind vor allem die Träger institutionalisierter und legaler Herrschaft (vgl. Hess 1990: 116). Die *Partito*-Beziehungen des mafioso bedeuten in der Regel ein „Arrangement zwischen Gegnern“, denn der Staat mit seinem Anspruch auch das Monopol legitimen physischen Zwanges steht in Konkurrenz zum mafioso, der dieses Monopol nicht anzuerkennen gedenkt (vgl. ebd.).

Die überragende Macht des mafioso entsteht nun aus seiner zentralen Stellung im Kommunikationsnetz, weil nämlich zwischen den Personen des *partito* und jenen der *cosca* keine direkten Beziehungen bestehen. Seine Überlegenheit beruht also auf der Optimierung der ihm zugänglichen Verbindungen nach oben und die Größe und Effektivität seiner Klientel unten.

5. Das Management¹²²: ein geschlossener männlicher Mikrokosmos

5.1. Vorbemerkungen

Im Grunde sind Managementtheorien - auch wenn sie dies bestreiten mögen - *präskriptive* Theorien: Sie neigen nämlich dazu, die Thematisierung des Geschlechts zu vernachlässigen¹²³, legen sich aber allein schon dadurch implizit auf das fundierende männliche Wertsystem (Individualismus, Aggressivität, Konkurrenz, Sport, Alkohol usw.) fest. Der Main/Malestream der Managementliteratur behandelt aber Managementfunktionen dennoch in einer seltsam neutralisierenden und entgeschlechtlichenden Weise. Jeder historische und kulturelle empirische Vergleich legt freilich mehr als deutlich offen, daß es vorwiegend Männer sind, die die Führungs- und Managementwelten (und -unterwelten) „bevölkern“. Managementtheorien handeln also de facto nur von Männern, weshalb die Managementfunktion eigentlich auch als *männliche* zu identifizieren wäre.

Der Methodologie dieser Vorlesung entsprechend müssen daher auch wirtschaftliche Unternehmen als spezifisch „*vergeschlechtlichte Prozesse*“¹²⁴ begriffen werden. In Organisationen und Unternehmen wird aber nach wie vor in der Regel mit der Vorstellung „abstrakter“ Arbeitskraft operiert, die genau nach jenen Anforderungen funktioniert, die der Arbeitsplatz an sie stellt¹²⁵. Man unterstellt also damit, daß Organisationen tatsächlich nach vermeintlich abstrakten und neutralen Regeln funktionieren. Das theoretische Konzept der Aufdeckung von „Vergeschlechtlichung“ von Organisationen stellt jedoch auch diesen

122 Manager gilt als Bezeichnung für "Leiter (eines großen Unternehmens); Betreuer eines Berufssportlers, Künstlers usw.". Seit Ende des 18. Jahrhunderts kam der Begriff in der deutschen Reiseliteratur vor und fand in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts Verwendung im Bereich der Unterhaltungskunst (vor allem für Leiter von Varieté Bühnen). Der Begriff verdrängte die bis dahin gebräuchliche, aus dem Italienischen stammende Bezeichnung des Impresario. Um 1900 findet Manager dann im Sinne von "Leiter eines Unternehmens, Geschäftsführer" Eingang in die Sprache der Wirtschaft. Das englisch-amerikanische Substantiv manager ("Geschäftsführer, Leiter, Verwalter, Betreuer usw.") ist eine Bildung zu dem englischen Verb to manage ("handhaben, bewerkstelligen, deichseln, zustandebringen, verwalten, leiten, führen"), das auf das italienische maneggiare ("handhaben, gebrauchen, bewerkstelligen, lenken") zurückgeht (vgl. auch Manège). Stammwort ist das lateinische manus (Hand; vgl. manuell) bzw. das daraus hervorgegangene italienische mano ("Hand"). Nach "Manager" wurden aus dem Amerikanischen auch das Verb managen ("geschickt bewerkstelligen, zustandebringen, organisieren, einen Künstler, Berufssportler o.ä. betreuen") und das Substantiv Management ("Leitung, Führung von Großunternehmen o.ä.") entlehnt. Mitte des 20. Jahrhunderts gelangt also Management im Sinne einer "Methodik des Vorgehens, Leitens, besonders in Großunternehmen der Wirtschaft" und auch als "Gesamtheit der in der Wirtschaft tätigen Führungskräfte, leitenden Angestellten" ins Deutsche (vgl. Duden, Bd. 7, Das Herkunftswörterbuch, Mannheim, Wien, Zürich 1989: 436; Zentralinstitut für Sprachwissenschaft Berlin, Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, München 1995: 831).

123 Diese Tendenz der Vernachlässigung ist für klassische Theorien des "wissenschaftlichen Managements" ebenso festzustellen wie für Human-Relations Theorien, organisations- und motivationspsychologische Theorien, System- und Kontingenztheorien, Theorien der Arbeitsplatzentwicklung usw. Selbst neuere Theorien zur Bedeutung charismatischer Führung in der Unternehmenskultur gerieren sich geschlechtsneutral, obwohl sie den ihnen unterlegten extrem männlich-präskriptiven Managementdiskurs nicht zu leugnen vermögen. Vgl. David Collinson, Jeff Hearn, Naming Men as men: Implications for Work, Organization and Management, in: Gender, Work and Organization, Vol.1, Number 1, January 1994: 2 (1994b).

124 Vgl. Joan Acker, Hierarchies, Jobs, and Bodies: A Theory of Gendered Organizations, in: Judith Lorber, Susan A. Farrell (Hrsg.), The Social Construction of Gender, Newbury Park et al. 1991: 162 - 179.

125 Vgl. Daniela Rastetter, Sexualität und Herrschaft in Organisationen. Eine geschlechtervergleichende Analyse, Opladen 1994: 83f.

„Mythos“ von einer „abstrakten, entleiblichten Arbeitskraft“ radikal in Abrede (Rastetter 1994: 84) und deutet folgerichtig auch Organisationen als metaphorisierte und institutionalisierte „Männlichkeiten“¹²⁶.

Geschlecht ist aus einer solchen theoretischen Perspektive dann eben *keine bloße Variable*, die in der Organisationstheorie Berücksichtigung findet, sondern stellt eine „*inhärente Konstante*“ in allen maßgebenden Organisationsprozessen dar (vgl. Rastetter 1994: 85). Aus dieser Sicht erscheinen naheliegenderweise Werte, Ideologien und Praktiken auch der herrschenden wirtschaftlichen und betrieblichen Organisationen als genuin „männlich“. Das wird auch noch dadurch unterstrichen, daß selbst sog. Assoziationsstudien einen engeren empirischen Zusammenhang zwischen „Management“ und „Mann“ ausweisen als zwischen „Management“ und „Frau“¹²⁷.

Tätigkeiten in wirtschaftlichen Unternehmen scheinen aber nicht nur entlang der Geschlechterlinie *getrennt*, sondern dementsprechend auch *auf- bzw. abgewertet*. Symbole und Bilder repräsentieren und verstärken solche Trennungen. Sie werden in der Regel über Sprache, Körpersprache, Kleidung, Ideologie, Populärkultur und Medien vermittelt. Das Bild des Managers entspricht daher zumeist auch dem gesellschaftlich idealisierten Bild erfolgreicher, tatkräftiger Männlichkeit¹²⁸ und schlägt sich demgemäß auch organisatorisch in einer besonderen Art der „Vergeschlechtlichung“ nieder. Auch „der - erfolgreiche - Manager“ stellt also eine eigene Art sozialer und politischer Konfiguration idealer Männlichkeit dar.

Sozialgeschichte des Managements ist ganz offensichtlich eine „Geschichte *männlicher* - (...) - Führungskräfte“¹²⁹. Die in ihr „eingeschlossene“ Männlichkeit bleibt jedoch in historischen wie aktuellen Managementtheorien fast immer un-/de-thematisiert. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts ließen aber die *neuen (leitenden) Angestellten* ein „prononciert männlich geprägtes Arbeitsumfeld“ entstehen, das sich gegen weibliche Angestellte „abschottete“ (vgl. Sampson 1996: 80). Bürogebäude bildeten geradezu eine „Bannzone“, in der Frauen, Kinder und Familiäres als geächtet galten¹³⁰ (vgl. ebd.: 117).

126 Vgl. auch M. Alvesson, Y.D. Billing, Gender and Organization: Towards a Differentiated Understanding in: Organization Studies 13/1, 1992: 73 - 103, zit.n. Rastetter 1994: 85.

127 Vgl. R. Rustemeyer & S. Thrien, Die Managerin - der Manager, in: Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie, 33, 1989: 108 - 115, zit.n. Rastetter 1994: 86.

128 Vgl. Rosabeth Moss Kanter, Man and Women of the Corporation, New York 1977.

129 Anthony Sampson, Die Manager. Porträt einer Führungskaste, Hamburg 1996 (Company Man, London 1995): 11.

130 Insofern erscheint es bemerkenswert, in welcher Spannweite "Familie" in Theoretisierungen der Welt des Managements eingeht: Einerseits nämlich wird das Bild der "Anti-Familie" strapaziert, um mangelnde Fürsorglichkeit, Intimität und Nähe des Großunternehmens zu veranschaulichen (vgl. Alvesson & Billing 1992: 84). Andererseits aber wird auch das Modell der patriarchalen Familie mit ihrer geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung herangezogen, um die Dichtomisierung von mit Männlichkeit assoziierten Werten (rational, analytisch, instrumental) und "weiblichen" Werten (Intuition, Empathie, Fürsorge) zu veranschaulichen (vgl. G. Morgan, Images of Organization, Newbury Park et al. 1986). *Gerade Theorien, die charismatischen Führungsstil und harte Unternehmenskulturen favorisieren, beziehen sich vorzugsweise auf das vergeschlechtlichte Bild der "Organisation als Familie". Diese "familiäre" Verbildlichung der Organisation ist

Das damalige Stadium kapitalistischer Entwicklung erforderte also eine besondere Form der *Stereotypisierung*, aber auch *Heroisierung* dessen, was Männer gerade zu tun und zu leisten hatten und was ihnen als Männern auch vorbehalten bleiben sollte. Sinclair Lewis hat diese markante Verflechtung des an sich banalen Lebenserwerbs mit der besonderen Aura des Geheimnisvollen und Männlich-Heroischen in einem Roman verdeutlicht: „*Nicht als Priester oder Soldat oder Richter strebt man heute nach Ehre, sondern als Angestellter. Der Handlungsgehilfe, so ritterlich und tapfer wie die Dschungelhelden von Kipling, läßt nicht Truppen aufmarschieren, sondern Korrespondenz*“ (Sinclair Lewis, *The Job*, 1916, zit.n.ebd.: 80). Trivialer männlicher Büroalltag wurde mit dem simplen Kunstgriff der Heroisierung, die eben immer nur zum „Männlichen“ Anschlußstellen aufweist, attraktiv gemacht und aufgewertet.

Die Geschäftswelt - und nicht länger der Krieg - war nun (gemeint ist die Zeit vor allem nach dem Ersten Weltkrieg) der strategische Ansatzpunkt zur Bewährung des westlichen Gesellschafts- und Politikmodells. Hier also hatte sich in erster Linie Männlichkeit nun auch zu bewähren. Daher diese Umdeutung an sich banaler Sphären zu herausragenden Bewährungsfeldern. Der „ökonomische Wettstreit“ (vor allem zwischen westlichem, also us-amerikanischem und europäischem, und asiatischem Kapitalismus) hat im Laufe der Zeit den bis dahin gesellschaftlich und politisch dominierenden „militärischen Schlagabtausch“ überlagert, weshalb auch „*der leitende Angestellte den Offizier als potentiellen Nationalhelden ab(gelöst hat)*“ (ebd.: 11). Er ist daher auch heute noch mit seinem Lebensstil und seinen Wertvorstellungen mindestens ebenso gesellschaftsprägend wie es der Militär vom 19. bis zum frühen 20. Jahrhundert gewesen war.

Dieser Entwicklung entsprach daher auch folgerichtig der Ausschluß von Frauen von solchen Tätigkeiten oder ihr nur untergeordneter und ihre Tätigkeit entwertender Einschluß. Nur gegen Widerstände und mit Schwierigkeiten erhielten Frauen auf unteren, „zuarbeitenden“ Ebenen Zutritt zur „Tragik und Romantik der Bürowelt“, wie Sinclair Lewis 1916 in seinem Roman „*The Job*“ für die USA zeigte. Er entmystifizierte aus der Perspektive seiner weiblichen Hauptfigur diesen männlichen Mikrokosmos gründlich:

„*Es ist dies eine Welt, deren lockende Szenerie aus Schreibtischen, Schreibmaschinen, Briefordnern, Reklamekalendern und Telefonapparaten aufgebaut ist und aus den leuchtenden Kahlköpfen von Leuten, die Träume für etwas Idiotisches halten. Hier taucht keine Galeone am Horizont auf; es wirbt kein eleganter Abenteurer im Frack um die reiche Erbin. Hier jagen keine tollkühnen Cowboys über die Prairie, es stürmen keine Helden in den europäischen Krieg*“ (zit.n.ebd.: 91).

Ganz nüchtern beurteilt die Protagonistin die im Kern büroförmige Erlebnis- und Abenteuerwelt privatwirtschaftlichen Managements.

Voraussetzung und Folge der Konzeption des Managements als "patriarchales Haupt". Die Autorität wird in einem paternalistischen Diskurs zum Ausdruck gebracht. Die im Diskurs eingeschlossene Männlichkeit wird in der Literatur jedoch nicht offengelegt (vgl. Collinson/Hearn 1994: 4).*

Die wohl wichtigste Repräsentantin der bürgerlichen Frauenbewegung in Österreich, Rosa Mayreder, karikierte „das Bureau, das Kontor, die Kanzlei, das Atelier“ als „lauter Särge der Männlichkeit“, weil in ihnen „wilde“, „rohe“, „primitive“ Männlichkeit zu Grabe getragen würde¹³¹.

Frauen empfanden diese von Männern beherrschte Bürowelt mit ihrer „gleichförmigen, halb militärischen Staffage aus grünen Registraturschränken und dunklen hölzernen Schreibtischen“ als „das genaue Gegenteil des Behaglichen“, nämlich als „Kasernen“, die dementsprechend als „eine Art feindlich besetztes Gebiet“ erscheinen mußten, „in dem man entweder kapitulieren oder unentwegt Widerstand leisten mußte“ (ebd.: 125). In den Büros der Managementetagen herrschten also von allem Anfang an „männliche Werte“, denen sich Frauen in jedem Fall anpassen hatten, denn Weiblichkeit war bloßes Dekor der Geschäfts- und Bürowelt oder aber Frauen erwiesen sich als nützliche Hilfstruppen des männlich-wirtschaftlichen Universums, das - wie sich noch zeigen wird - erhebliche Anleihen aus der Erfahrungswelt des Militärs bezog (vgl. ebd.: 92f.).

Auch in einem anderen Roman aus dem Jahre 1922 spiegelte Sinclair Lewis diese spezifisch vergeschlechtlichte und vom sonstigen Leben abgespaltene Welt des Managements und der Büros. Das Büro erschien Lewis überhaupt als Dreh- und Angelpunkt männlicher Persönlichkeit. Der Mann als Geschäftsmann - zwar ohne Uniform, aber dennoch ausgestattet mit wichtigen Utensilien, die seine Position und seinen Status sichtbar machen - konnte an diesem Ort - ganz ähnlich einem militärischen Befehlshaber - Angestellten *Befehle* erteilen. Es ist demnach auch kein Zufall, wenn zu seiner Charakterisierung oder Benennung zumeist militärisch inspirierte Metaphern oder Bezeichnungen herhalten müssen: „Industriekapitän“, Generaldirektor. Zudem wurde der Mikrokosmos seines Büros als „sein Piratenschiff“ angesprochen, mit dem er sich gegen Wogen und Unbilden der Wirtschaft durchzusetzen vermag. Das Auto wiederum ist dem Geschäftsmann nicht nur Erfolgssymbol seiner piratischen Heldentaten, sondern „Poesie und Tragödie, Liebe und Heroismus“ gleichermaßen (vgl. Lewis, zit.n.ebd.: 118f.). Von dieser unternehmerischen Abenteuerwelt abgetrennt ist die sonstige Lebenswelt placiert, die der Immobilienmakler Babbitt - in der Stadt Zenith im us-amerikanischen Mittelwesten lebend - mit Stolz in ihrer spezifischen Vergeschlechtlichung präsentiert: „*Aber hier in Zenith, dem Heim männlicher Männer, echt weiblicher Frauen und prächtiger Kinder, ist der Punkt, wo man den größten Prozentsatz tüchtiger Kerls findet, (...)*“ (zit.n. ebd.: 119). Die Vergeschlechtlichung und Heroisierung der Geschäftswelt hat Babbitt internalisiert, wenngleich ihn zunehmend Skepsis und Unbehagen ob seines „mechanischen“ Lebensstils zu beschleichen beginnt (vgl. ebd.).

131 Vgl. Rosa Mayreder, Von der Männlichkeit, in: dies., Zur Kritik der Weiblichkeit, Jena und Leipzig 1905: 118).

5. 2. Aspekte der historischen Genese von Großunternehmen und Management

Eine historisch detaillierte Geschichte der Entwicklung von Kapitalgesellschaften und Management soll hier nicht versucht werden, dagegen werden nur die groben Ecksteine der historischen Entwicklung angedeutet, wie sie für die Fragestellung der Vorlesung von Nutzen sind:

Als „*Unternehmen*“ galten in Mitteleuropa über lange Zeit alle geschäftlichen Transaktionen von Personen, die auf Märkten Waren tauschten oder Güter und Dienstleistungen verkauften (vgl. ebd.: 32). Viele dieser Tätigkeiten waren im großen und ganzen *Einpersonen-Unternehmen* und entwickelten sich - im Falle ihrer Vergrößerung - bestenfalls zu *Familienbetrieben*.

Mit räumlicher Ausdehnung des Wirtschaftens und Handelns und vor allem während der Kreuzzüge mußten Kaufleute schließlich in größerem Rahmen kooperieren, um Kosten und Risiko ihrer ausländischen Geschäfte zu minimieren. Aus kaufmännischer Selbsthilfe entstanden im 10. und 11. Jahrhundert also größere Organisationen der Fernhändler (*Genossenschaften, Gilden, Hansen*). Neben Schutzfunktionen auf ihren Reisen strebten die Händler aber auch Handelsprivilegien an fremden Orten an.

Diese sich weiterentwickelnden Organisationen, die seit dem Zeitalter der Entdeckungen besonders den Überseehandel betrieben, wurden ab dem 16. Jahrhundert vom Staat geschützt und unterstützt. Gegen finanzielle Abgaben an den Staatshaushalt gestatteten zahlreiche Staaten ihren *Handelskompanien*¹³² die Anwendung politischer Machtmittel (Bewaffnung der

¹³²Auch in italienischen Stadtstaaten hatten sich Seehandelsunternehmen als *compagnie* bezeichnet, eben als solche, die "das Brot teilten" (*cum-panis*). *Kompanie*: Das Wort kommt von "companiono" ("Brotgenosse", vgl. *Kumpan, Kumpel*). Dem entspricht als Kollektivbildung "compagn(i)a" ("Brotgenossenschaft", Kameradschaft, Gesellschaft, vgl. *Kumpanei*). Ins Deutsche gelangte der Begriff im 14. Jahrhundert über das italien. *compagnia* als Fachwort der Kaufmannssprache im Sinne von "Handelsgesellschaft" (meist in der Form von "Compagnie", vgl. die Abkürzungen "Co" und "Cie" hinter Firmennamen). Auch auf anderem Weg erreichte um 1600 das Wort die deutsche Sprache, nämlich über die frz. *Compagnie* ("Gesellschaft") als militärisches Fachwort zur Bezeichnung der Grund-Gliederungseinheit ("Kameradengruppe").

Kumpan: "Gefährte, Kamerad, Begleiter, Genosse", auch abfällig gebraucht im Sinne von "Mittäter" bzw. in Zusammensetzungen wie *Trink-, Saufkumpan*, wodurch *Kumpan* wahrscheinlich einen pejorativen Sinn (in Richtung auf Mittäter) erhielt. Das mittelhochdeutsche Wort *kompan, kumpan* ("Geselle, Genosse, Beisitzer einer städtischen Behörde") geht zurück auf das spätlateinische *companiono* ("Brot-, Speise-, Tischgenosse, Kamerad, vgl. *Kompagnon*) bzw. das altfranzösische *compain*. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts kommt der Begriff aus dem Gebrauch und wird erst Ende des 18. Jahrhunderts wiederbelebt.

Kumpel ("Kamerad, Vertrauter, (Arbeits)kollege"): eingedeutschte Form von *Kumpan*, entstanden im 19. Jahrhundert, in Anlehnung an *Kumpe* ("Innungsmittglied, Bergknappe, Geselle", 16. Jahrhundert) gebildet. Zunächst war der Begriff nur unter Bergleuten im rheinisch-westfälischen Bereich gebräuchlich, wurde dann durch die Soldatensprache populär und hat in neuerer Zeit seinen Verwendungsbereich stark erweitert, indem er die Begriffe *Geselle, Kamerad, Kollege* in der Umgangssprache verdrängt hat.

Kumpanei ("fröhliche) Gesellschaft, Gemeinschaft", auch "Komplizenschaft"): vgl. *Kompanie*. (vgl. Duden, Bd.7, Das Herkunftswörterbuch, Mannheim, Wien, Zürich 1989: 367 und 393; Zentralinstitut für Sprachwissenschaft Berlin, Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, München 1995: 698 und 744).

Handelsschiffe, Anlage von Forts, Befestigung der Faktoreien, Ausübung der Münz- und Gerichtshoheit, das Recht, Verträge und Bündnisse zu schließen, Anwendung militärischer Gewalt usw.).

Die von den Regierungen geförderten und unterstützten westeuropäischen Handelskompanien des 17. Jahrhunderts (insbesondere in England, Frankreich und den Niederlanden) sind als unmittelbare Vorläufer heutiger *Aktiengesellschaften* zu betrachten. Gegen Entrichtung von Steuern wurden ihnen Monopole gewährt. Da die weiten Handelsreisen in der Regel die Finanzkraft eines einzelnen Investors überstiegen, schlossen sich in der Folge mehrere Investoren zu „Aktiengesellschaften“ zusammen (vgl. ebd.). Bei den sich zunächst ausbildenden regulierten Gesellschaften (z.B. Merchant adventurers of Enflnad, 1390) wurde nur die Reise gemeinsam „unternommen“, während jeder Beteiligte seine Geschäfte auf eigene Rechnung betrieb. Wenn also zuerst nur Finanzierung und Organisation von Reisen im Vordergrund des Zusammenschlusses stand, so war es aber bald schon das Interesse an dauerhafter Einrichtung geschäftlicher Anliegen überhaupt (vgl. ebd.: 33). Ab dem 17. Jahrhundert bürgerte sich die gemeinsame Geschäftsbetätigung (Joint stock company) ein, indem aus Anteilen der Mitglieder ein Gesellschaftskapital gebildet wurde, das aber nur für ein bestimmtes einzelnes Unternehmen und damit nur auf begrenzte Zeit bestand. Im 18. Jahrhundert wurde die Handelskompanie eine Dauerorganisation, für die ein Kapitalfonds von den Mitgliedern durch Einlagen nach Anteilen aufgebracht wurde, der dauernd und fortlaufend dem geschäftlichen Unternehmen zur Verfügung stand. Diese zunächst in England entstandenen Handelsgesellschaften sind also als erste Aktiengesellschaften anzusehen. Auch das Bank- und Versicherungsgewerbe bediente sich ab dem 18. Jahrhundert zunehmend dieser Gesellschaftsform. Und im 19. Jahrhundert war die Aktiengesellschaft ein unentbehrliches Hilfsmittel zur Beschaffung und Organisation der Kapitalien für den Eisenbahnbau. Die industrielle Expansion des 19. Jahrhunderts erforderte eine einfachere und flexiblere Methode der Gesellschaftsgründungen.

Die rechtliche Bestimmung der Aktiengesellschaften als „künstliche Personen“ widerstrebte aber lange Zeit juristischen Denken. Einige historische Beispiele können diese Schwierigkeiten des Umdenkens veranschaulichen:

„Da sie keine Seele besitzen, können sie weder Hochverrat begehen noch für vogelfrei erklärt, noch exkommuniziert werden“ (Sir Edward Coke, 17. Jhd., zit.n. ebd.: 33).
„Aktiengesellschaften haben weder Körper, die man bestrafen, noch Seelen, die man verdammen könnte; daher tun sie, was ihnen gefällt“ (Lordkanzler Lord Thurlow, zit.n. ebd.).
„Juristische Personen sind verderbter und lasterhafter als natürliche Personen, denn sie haben mehr Macht, Unheil anzurichten, und können nicht so leicht in Schande geraten oder mit einer Strafe belegt werden. Sie empfinden weder Scham noch Reue, weder Dankbarkeit noch Wohlwollen“ (William Hazlitt, 1824, zit.n. ebd.).

„Den Forderungen nach allgemeiner Menschlichkeit fühlt er sich mehr und mehr mit seinen neuen Verpflichtungen identifiziert. Allmählich verliert er in den kleinlichen Streitereien,

Intrigen, Fehden und in dem wichtigsterischen Gehabe, hinter dem sein wahres Ich völlig verschwindet, jeglichen gesunden Menschenverstand und alles Gefühl aus den Augen“ (ders., zit.n.ebd.).

Manche englische Kompanien agierten bald schon beinahe wie „souveräne Staaten“, sie verwalteten große Territorien (z.B. Indiens) und verfügten sogar über eine eigene Streitmacht (ebd.: 35). Die Rekrutierung von Mitarbeitern wurde demnach zu einem sensiblen strategischen Problem. Die Größe der Kompanien, das Problem der räumlichen Distanzen ließ Loyalität zur Kompanie zu einer der wichtigsten Qualifikationen werden. Eingestellt wurden daher vor allem „loyale Männer“ (vgl. ebd.: 36).

5. 3. Prototyp Militär: Das Führungssystem von Eisenbahngesellschaften und Konzernen

Mit den Kapitalgesellschaften entstand ein völlig neuer, von den hoheitlichen Strukturen des Staates grundlegend abweichender Typus von Institution (Sampson 1996: 45). Erst mit ihrer Entstehung (insbesondere der Gesellschaften mit beschränkter Haftung) konnte mit Hilfe der Eisenbahnen die Wirtschaft so strukturiert werden, daß Voraussetzungen für allgemeine Industrialisierung gegeben waren. In den neu entstehenden, rasch expandierenden Eisenbahngesellschaften wuchs auch ein neuer Managertypus heran, *„der ein geographisches Betätigungsfeld unerhörten Ausmaßes verwalten mußte, das sich zunächst auf ein ganzes Land, später über die gesamte Erde erstreckte“* (ebd.: 42). Die rasante Ausweitung des Schienennetzes in Großbritannien hatte nach *„flexiblen, leistungsfähigen Unternehmen (verlangt), die auf Pünktlichkeit und Disziplin bedacht waren“* (ebd.: 43).

Als organisatorische Vorläufer der riesigen Eisenbahngesellschaften boten sich naheliegenderweise die Formationen der stehenden Heere an. Die Unternehmen steckten ihre Mitarbeiter bald in Uniformen und warben ihre Manager gerne aus dem Kreis der pensionierten Offiziere an (ebd.: 43). Der leitende Manager vor Ort, der Stationsvorsteher, war ähnlich wie sein militärisches Pendant, der Quartiersmeister, für Pünktlichkeit, Sicherheit und Gehorsam seiner Untergebenen verantwortlich (ebd.). Als „neue Autoritätsperson“ war er „der Befehlshaber all der Arbeits- und Dampfkkräfte“, die sich in dem kleinen, Bahnstation genannten Mikrokosmos innerhalb des Makrokosmos der Eisenbahn bündelten (ebd.: 44).

Die Eisenbahngesellschaften glichen in formal-organisatorischer Hinsicht also bald stehenden Heeren, die mit strenger Disziplin Sicherheit und Pünktlichkeit zu garantieren vermochten. Hier entstanden daher auch extrem differenzierte soziale Strukturen und ausgeprägte Hierarchien, die nachhaltig von militärischen Traditionen bestimmt waren (ebd.: 44). Begünstigt wurde dies - in Europa - auch durch die „starke“ Rolle, die der Staat im Zuge der Finanzierung der Eisenbahnen spielte (vgl. ebd.: 47).

So schreibt der Wirtschaftshistoriker Werner Sombart über das Deutsche Reich, daß hier die staatliche Bahn und Post auf „eine dreiviertel Million Männer (zurückgreifen konnte), die den Ausführungen ihrer Vorgesetzten in straffer Habachtstellung folgten“ (zit.n.ebd.: 46). In Preußen waren Eisenbahnangestellte per Gesetz „Reservisten“: Stationsvorsteher und Bahnwärter nahmen, wenn ein Zug vorbeifuhr, „stramme Haltung“ an. Die europäischen Eisenbahnen gerieten bald in den patriotisch-nationalistischen Sog der Zeit (vgl. ebd.). Militarisierte Männlichkeit fand im Eisenbahnwesen ein neues, nun jedoch ziviles Betätigungsfeld¹³³.

Die us-amerikanischen Eisenbahnlinien - fast ausschließlich privat finanziert - waren weniger stark von militärischen Vorbildern geprägt. Aber nach einigen schweren Zuganglücken, die auf Grund zunehmender Dichte des Eisenbahnnetzes und eines ansteigenden Verkehrsaufkommens passierten, ergab sich auch hier die Notwendigkeit präziser innerer Organisationssysteme sowie eines professionellen Managements (vgl. ebd.: 51).

Die Eisenbahnen hatten also die industrielle Konzentration eigentlich erst ermöglicht, gleichzeitig aber wirkten sie auch strukturbildend, denn die neuen Unternehmen übernahmen auch die organisatorischen Führungssysteme der Eisenbahngesellschaften (ebd.: 51). Nach dem Vorbild der Eisenbahngesellschaften strukturierte sich daher in der Folge auch das privatwirtschaftliche Konzernwesen (vgl. ebd.: 64).

Paternalistische Bevormundung und Personenkult rund um „Führungspersönlichkeiten“ prägten also zunächst die großen Unternehmen. Die unternehmerische Führungsstruktur war überaus autokratisch und entsprach einem militärischen Kommando- und Gefolgschaftssystem, das weitgehende Befehlsgewalt für die „Frontoffiziere“ vorsah (ebd.: 103). Nach militärischem Vorbild wurden zentrale Stabsabteilungen eingerichtet, für die man nicht selten Veteranen rekrutierte (ebd.: 109)¹³⁴. C.W. Mills kritisierte noch für die Zeit um

133 Auch in Österreich-Ungarn waren die Verwaltungsstrukturen von Post und Bahn zunächst deutlich am Vorbild des Militärs ausgerichtet (vgl. Hierarchie, Disziplin, Uniformen, Rangabzeichen, Habachtstellung usw.) und spiegelten alleine schon damit die traditionelle Ausschließung von Frauen. Staatliche Finanzarmut bei gleichzeitig enormem Arbeitskräftebedarf auf Grund sich verdichtenden Staatsinterventionismus erzwang jedoch die Heranziehung auch weiblicher, weil vor allem billigerer Arbeitskräfte für den staatlichen Post- und Bahndienst. Allerdings war Frauen das Tragen der Beamtenuniform untersagt und sie wurden ausschließlich in "nicht-militärisch" strukturierten Bereichen (wie z.B. dem Schreibdienst wegen ihrer "Klavierkenntnis" und "Fingerfertigkeit") des Bahndienstes eingesetzt (vgl. Eva Kreisky, Bürokratisierung der Frauen. Feminisierung der Bürokratie, in: Barbara Schaeffer-Hegel, Heidi Kopp-Degethoff (Hrsg.), Vater Staat und seine Frauen. 2. Bd., Studien zur politischen Kultur, Pfaffenweiler 1991: 200f.).

134Auch die deutsche Unternehmensorganisation wurde nach der Niederlage von 1918 nach militärischem Vorbild hochgezogen. Das männerbündische Skelett der Wirtschaftsorganisation war damit gewährleistet: "In den Büros wurden nach 1918 zu unmittelbaren Bewahrern des militärischen Geistes oft ehemalige Offiziere, denen in größeren wirtschaftlichen Unternehmen gern die Posten der Personaldirektoren zugewiesen wurden. (...) Daneben wirkte der Stab der akademischen Adjutanten, die den Korpsgeist in die Betriebe trugen und ihn auch dadurch verbreiteten, daß sie als 'alte Herren' Verbindungsbrüder bei der Stellenbesetzung empfahlen und bevorzugten" (Hans Speier, zit.n. ebd.: 114).

1953, daß „*der Führungskader selbst (...) nach dem Vorbild der Streitkräfte gestaltet (wird)*“ (zit.n. ebd.: 130). Und zum Zweck der Mitarbeiterbeurteilung wurden gerne militärische Systeme angewendet oder zur Rekrutierung der Manager psychologische Auslesetests der Armee übernommen (vgl. ebd.: 130).

5. 4. Die neuen Männer der Wirtschaft

Die soziale Figur des eigenständigen „*Geschäftsmannes*“ trat im Zuge der Industriellen Revolution inner- und außerhalb größer werdender Unternehmen hervor (ebd.: 39). Der selbständige Unternehmer und Geschäftsmann galt als entschiedener Individualist und war daher vom ökonomischen, sozialen und politisch-ideologischen Selbstverständnis getragen und angetrieben, „eigener Herr zu sein“ und aus eigener Kraft vorankommen zu können. Der „*Geschäftsmann*“ lebte demnach von der ständigen Hoffnung auf eine wirklich große Chance¹³⁵. Die politisch-ideologische Denkfigur des „freien Unternehmers“ war zudem aber auch in geschlechtlicher Hinsicht in besonderer Weise aufgeladen, denn in ihr war ein über die Maßen idealisiertes Bild „unabhängiger“ Männlichkeit eingelassen. Der sukzessive ökonomische und soziale Niedergang des „freien Unternehmertums“ bedeutete nicht nur Abstieg des selbständigen, heroischen *Einzelnen*, sondern auch Aufkommen des neuen gesellschaftlich-durchschnittlichen Typus des „*Kleinen Mannes*“. So war der ökonomische und soziale Niedergang des „freien Unternehmers“ vom Prozeß einer „sozialen Entmännlichung“ begleitet, im Zuge derer das Konstrukt „unternehmerischer“, „unabhängiger“ Männlichkeit in „abhängiges“ Angestelltentum transformiert wurde¹³⁶.

Das Angestelltentum war in sozialer Hinsicht *gespalten*: in die kleine Schicht „leitender Angestellter“ und die große „Masse“ kleiner Angestellter. Diese scharfe soziale Trennung folgte selbstverständlich einem auch vergeschlechtlichten Leitsystem: Die - immer auch männlich metaphorisierte - männliche Führungsschicht „leitender Angestellter“ wurde kontrastiert zur - im Grunde unverkennbar weiblich konnotierten - „Masse“ kleiner Angestelltenmänner. C. Wright Mills transportiert ohne Umschweife diese nicht ohne Zufall „weibliche“¹³⁷ Figur des männlichen Angestellten:

135Auch heute noch gilt "abhängige" Angestelltenexistenz eigentlich recht wenig (zumal ja nicht einmal mehr Arbeitsplatzsicherheit gewährleistet ist). "Richtige" Männer sehnen sich daher mehr oder weniger insgeheim immer noch vor allem danach, irgendwann einmal "selbständig" zu werden, auch wenn sich - wie etwa im kleingewerblichen Bereich - in ihrer unmittelbaren Tätigkeit und Verdienstsituation durch bloße Transformation noch kein wirklich signifikanter Statusunterschied ergeben muß. Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist aber auch, daß "Risiko" in erster Linie immer nur im Konnex "selbständigen" Unternehmertums assoziiert wird, während m.E. "unselbständige" Erwerbsarbeit wesentlich riskanter, weil die Lebenssubstanz direkt angreifender, ist (vgl. Arbeitsunfälle, Berufskrankheiten, Erwerbslosigkeit, Verarmung, Obdachlosigkeit usw.).

136Vgl. C. Wright Mills, Menschen im Büro. Ein Beitrag zur Soziologie der Angestellten, Köln-Deutz 1955: 14 (engl. Orig.: White Collar, New York 1951).

137"Weiblich" selbstverständlich im Sinne gesellschaftlicher und kultureller Festschreibungen.

„Kollektiv gesehen ist er eher eine traurige als eine tragische Figur, (...). Er wird von Mächten getrieben, auf die er keinen Einfluß hat, in Bewegungen hineingezogen, die er nicht begreift; er gerät in Situationen, denen er völlig hilflos gegenübersteht. Der kleine Angestellte verkörpert den Helden als Opfer; er ist das schwache Geschöpf, das nicht selbst handelt, sondern immer Objekt fremder Handlungen bleibt, ein Mensch, der im Büro oder im Geschäft eines anderen unbemerkt seine Arbeit verrichtet, niemals laut spricht, keine Widerrede führt, keine eigene Meinung hat“ (Mills 1955: 15).

Die Berufswelt des Angestellten wird also „entmännlicht“, indem zunächst durch Etikettierung mittels Metaphern, die die gesellschaftliche Minderbewertung des „Weiblichen“ zum Ausdruck bringen, die „kleinen“ Angestellten in „bildlicher“ Hinsicht *entgeschlechtlicht* werden. Dadurch läßt sich dann das Berufsfeld insgesamt *vergeschlechtlichen*, also ökonomisch entwerten, so daß schließlich der metaphorischen Entmännlichung bruchlos die reale Verweiblichung folgen kann.

Mitte des 19. Jahrhunderts bildete sich dann die soziale Kategorie des „*Managers*“ heraus, der - in der Regel selbst ohne Kapitalbesitz und in einem vertraglichen Arbeitsverhältnis - mit effektiver Leitungs-, Entscheidungs- und Kontrollgewalt zwischen Eigentümer und Arbeitnehmer trat. Der Manager verfügt *de facto* über den Einsatz und die Verwendungsweise von Produktionsmitteln und Geldkapitalien. Das enorme Größenwachstum der Unternehmen während der Industriellen Revolution hatte dazu geführt, daß Eigentümer längst nicht mehr direkte Leitungsgewalt über Arbeiter ausüben konnten (vgl. Sampson 1996: 40). Auch in räumlicher und lebensweltlicher Hinsicht entfernte sich der Geschäftsmann zunehmend von jenem Ort, an dem sein Reichtum erarbeitet und erwirtschaftet wurde (vgl. ebd.: 40f.). Die Eigentümer betrachteten die Manager als ihre „Geheimagenten“ vor Ort, denn nur sie konnten über den Verlauf der Geschäfte wirklich Bescheid wissen (vgl. ebd.: 41). Die Manager wiederum fühlten sich als die Architekten eines betrieblichen „Labyrinths“, zu dem alleine sie auch den „Schlüssel“ besaßen (vgl. ebd.: 42). Ein besonderes Spannungs- und Abhängigkeitsverhältnis zwischen Eignern und leitenden Angestellten tat sich daher in der Folge auf. Gewinn von Verfügungsgewalt durch Manager und Verlust des Einflusses von Eigentümern korrespondierten in direkter Weise (ebd.)¹³⁸.

5. 5. Die „Heroen „der Wirtschaft

Viele der Großunternehmen erschienen ihren Zeitgenossen wegen ihrer „abstrakten Identität“ - als juristische Personen - als „geheimnisvolle Einrichtungen“ (vgl. Sampson 1996: 65). Verhaltensregeln und Rituale steuerten diesen „geheimnisvollen“ Mechanismus, dessen „Herz“ das Büro des Magnaten oder Konzernchefs bildete, das dem „Allerheiligsten“ der Sakralsphäre entsprach.

¹³⁸Vgl. dazu auch James Burnham, *Das Regime der Manager*, Zürich 1948.

In den USA wurden Aktiengesellschaften vor Gericht wie „natürliche“ Personen behandelt (vgl. ebd. 47). Sie wurden jedoch bald als ernsthafte Bedrohung der Tradition des amerikanischen Individualismus und zudem als „skrupellos“ und „despotisch“ erachtet (vgl. ebd. 48). *„Der einzelne wird künftig in der Aktiengesellschaft verwurzelt sein - und die Demokratie wird in einen inneren Imperialismus ausarten“* (Charles Francis Adams, zit.n.ebd.: 48). Der „Bahnkönig“ Vanderbilt wurde nur als *„Vorbote einer Klasse von Männern“* gesehen, *„die innerhalb des Staates eine Macht ausüben werden, die vom Staate geschaffen wurde, aber nicht mehr von ihm zu bändigen ist“* (ebd.).

In den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts waren die großen us-amerikanischen Kohle-, Eisen-, Stahl- und Mineralöltrusts in der Hand einiger weniger Magnaten, *„die ohne Herz und Gemüt und ohne das geringste Verständnis oder die mindeste Sympathie für die Lage der gewöhnlichen Arbeiter darangingen, diese in Ketten zu legen und zu versklaven“* (Theodore Dreiser, zit.n.ebd.: 49).

Geniale Finanziere wurden als „heroische Gestalten“ bewundert: *„Das Finanzierungsgeschäft ist eine Kunst. Und es ist das Betätigungsfeld der scharfsinnigsten unter den Geistesmenschen und den Egoisten“* (ebd.: 50). Theodore Dreiser schildert in seinen Romanen bewundernd die Genialität dieser Finanzierungshelden. Ein neuer Abenteurertypus war also geboren: der *Tycoon*.

Das Moment der „großen“, männlich-heroisch gestylten Persönlichkeiten hatte sowohl bei großen Kapitaleignern wie auch bei der Gruppe der neuen Manager selbstverständlich Bedeutung. Von den - de facto überaus mächtigen - Managern wurde allerdings zudem auch totale Betriebstreue, also bedingungslose persönliche Unterwerfung, eingefordert. Um die Jahrhundertwende schrieb Henry Adams über die us-amerikanische Geschäftswelt, daß *„ganz New York nach neuen Männern verlangte, und all die neuen, zu Aktiengesellschaften verdichteten Kräfte forderten einen neuen Menschentypus - einen Menschen, der zehnmal soviel Ausdauer, Energie, Willensstärke und Verstand wie der alte Typus besitzt“* (zit.n.ebd.: 52). Die einseitige geschlechtliche Codierung dieses neuen Managementtyps ist kaum zu übersehen.

5. 6. Die neuen „Abenteurer“ und „Banditen“ der Massenproduktion

Eine besondere Art der Verkörperung von Männlichkeit war der im Zuge der industriellen Massenfertigung und ihren Absatzproblemen sich neu herausbildende Beruf des „Reisenden“, „Handlungsreisenden“ oder „Vertreters“. In ihm war die existentielle Bedeutung des Hoffens

auf Chancen in geradezu drastischer Weise „verkörpert“¹³⁹. Die „Handlungsreisenden“ waren gleichsam „Glücksritter“¹⁴⁰ des ungebremsten Konkurrenzkapitalismus.

Schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts hatten amerikanische Großhändler begonnen, Reisende als „Werbeagenten“ und „Kundenfänger“ zu beschäftigen, die im Umkreis städtischer Marktplätze in Hotels, Gaststätten oder Bars, also an durchaus „männlich“ bestimmten sozialen Orten, mit Einzel- und Zwischenhändlern zusammentreffen und diese „bearbeiten“, sie also mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln zum Kauf der Produkte motivieren sollten. Später waren es dann die Fabrikanten selbst, die sich dieser aggressiven Verkaufsmethoden bedienten und die Funktion des Großhandels selbst übernehmen (vgl. Mills 1955: 227).

Zeitgeistige Männlichkeitsideale und Männlichkeitsästhetik prägten in besonders augenfälliger Weise das Berufsfeld. *„Schick gekleidet, ebenso kontakt- wie trinkfreudig und ständig unterwegs, vereinigte der Handelsreisende demonstrative Selbstsicherheit und Abenteuerlust mit ständiger Existenzangst, die ihn vielfach in den Alkoholismus trieb“* (Sampson 1996: 75).

Weil diese „Reisenden“ besondere Individualisten waren, wollten die Industriebosse sie durch stärkere Disziplin in das Unternehmensziel einbinden. Die Industriekapitäne hatten nämlich erkannt, daß *„die Persönlichkeit des angehenden Vertreters zunächst (ge)brochen (werden) mußte, um ihn dann völlig von sich abhängig zu machen, ihm durch paternalistische Fürsorglichkeit neues Selbstbewußsein einzuflößen und ihm eine Zukunft in Wohlstand und Sicherheit zu versprechen“* (ebd.: 75f.). Die amerikanische Illusion vom „Glück und Erfolg für jedermann“ stützte die Disziplinierung ideologisch und bewußtseinsmäßig ab. Sie harmonierte zudem auch mit dem damals vorherrschenden Männlichkeitskonstrukt. Die neuen, aggressiven Verkaufsstrategien durch schlagkräftige Vertreterorganisationen beruhten also auf Methoden *militärischen* Drills einerseits und *missionarischer* Tätigkeit andererseits: Die „Soldaten“ des Kapitalismus an der „(Konsumenten)Front“ erfüllten ihren aggressiven Job, weil sie selbst mit ihrer ganzen sozialen Existenz in die Illusion des „amerikanischen (männlichen) Traums“ eingebunden waren. Die „freien Vertreter“ waren so als „ausführende Organe“ eingebunden, sie wurden damit aber gleichzeitig auch als *„offizielle Vertreter einer zur Weltanschauung erhobenen, allgegenwärtigen, alles durchdringenden Verkaufssucht“* (Mills 1955: 231). *„Das*

¹³⁹In dem bekannten Drama "Der Tod des Handlungsreisenden" ("Death of a Salesman", 1949) thematisiert Arthur Miller das Scheitern des "amerikanischen Traums" von "Glück und Erfolg für jedermann" am Beispiel des Schicksals des Angestellten Willy Lohman. Millers Drama ist als Allegorie auf ein Land zu sehen, in dem der Held des Dramas menschliche Würde erfahren sollte.

¹⁴⁰Zunächst auf mittelalterliche Verhältnisse bezogen: "Ritter, der auf Glück auszieht". In der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts für jemanden, der "sich in seinem Handeln sorglos auf sein Glück verläßt", auch abschätzig für "Abenteurer" (vgl. Zentralinstitut für Sprachwissenschaft Berlin, Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, München 1995: 459).

amerikanische Ideal ist nicht irgend etwas Bestimmtes an oder für irgendeine bestimmte Firma oder Person zu verkaufen, sondern der Verkaufserfolg an sich, der Verkauf um des Verkaufens willen“ (Sinclair Lewis, *Babbitt*, 1922, zit.n. ebd.: 231f.). Diese „söldnerische“ Gesinnung prägte die Einstellung der Vertreter und ihre Verkaufsmethoden. Und als die Konkurrenz immer härter und brutaler wurde, verglich man die rücksichtslosen Methoden der Vertreter der Großunternehmen mit jenen der mexikanischen Banditen (vgl. Sampson 1996: 76).

5. 7. Neuere Tendenzen eingekapselter Männlichkeit

Begleitet wurde die gesamte Entwicklung von immer wieder aufkommenden und sich schließlich verdichtenden Klagen darüber, daß die „faszinierenden Pioniergestalten“ zunehmend aus dem Universum der Wirtschaft verschwänden und durch nüchterne, anonyme Institutionen abgelöst würden. Unbedingte Loyalität der Manager hätte ihre bedingungslose Unterwerfung, Anpassung und Konformität bewirkt. Verantwortlichkeit und „persönliche Tüchtigkeit“ treten daher in ihrer Bedeutung zurück. Statt „individueller Leistungen“ in klar überschaubaren, weil tendenziell autokratischen, Strukturen würde immer mehr „Teamarbeit“ die Managementstrukturen dominieren (vgl. Sampson 1994: 137). Der ursprüngliche *individuelle* „Heros“ des Managements erfuhr in sozialer Hinsicht durch „*Kollektivierung*“ in demokratischen Gruppen neuerlich vermeintliche „Entmännlichung“.

Für unseren Diskussionszusammenhang ist es von einiger Bedeutung, daß privatwirtschaftliches Management im historischen Verlauf immer wieder Anleihen genommen hat aus diversen sozialen und politischen Sphären (Militär, Kirche, Kloster¹⁴¹ usw.), die als ziemlich „reine“ institutionell-sedimentierte und komprimierte Männlichkeiten gelten können. Diese harte maskuline Institutionalisierungsgrundlage wurde jeweils auch durch entsprechende Ideologisierung und durch ein angemessenes Wertesystem abgesichert. Management erfordert angeblich auch heute noch vermeintlich „imposante“ Personen (Sampson 1996: 9). Denn den „nomadisierenden“ Führungskräften, wie die wirtschaftlichen Abenteurer aus der Epoche des Jet-Sets mit ihren uniformen Anzügen, uniformen Koffern, uniformen Time-Agendas und uniformen Ohren (genannt: Handies) bezeichnet werden, werden - so das Selbstbild dieser privatwirtschaftlich-elitären Subkultur - „unerhörter

141 Auf "Ordnung" ausgerichtete Organisationen (z.B. Militär, Gefängnisse, Armenhäuser, Kirche, Klöster usw.) sind der Marktorganisation jedenfalls lange vorausgegangen (vgl. Rastetter 1994: 122). Gemeinsam ist diesen frühen Organisationen die Kontrolle der Sexualität. Die "methodische Lebensführung" des Mönchs im Kloster (Raum, Zeit) unterwirft ihn der Selbstkontrolle sowie der gegenseitigen Kontrolle der Mitbrüder (vgl. ebd.: 123). Auch zwischen Arbeitsorganisation und Militär lassen sich organisatorische Zusammenhänge herstellen (vgl. Militarisierung der Arbeiterschaft, Einrichtung von Mietskasernen usw.) (vgl. ebd.: 124). Militär und Kloster dienen selbst für aktuelle Unternehmenskulturen noch als organisatorische Vorbilder ("strenge konventartige Unternehmenskultur" bei Microsoft (vgl. Sampson 1996: 25), wie "meditierende Mönche" neue Inspirationen schöpfen (ebd.: 26), "asketisches Arbeitsethos" (ebd.: 27)).

Einsatz“, „individuelle Willenskraft“, „hochfliegende Pläne“ und „Loyalität zum eigenen Unternehmen“, alles in allem also männlich konnotierte „Tugenden“ abverlangt (vgl. ebd.: 10 und 35)¹⁴².

„Weiche“ oder gar „konfliktscheue“ Manager erscheinen im Selbstverständnis dieser straff organisierten Welt des Managements völlig chancenlos (vgl. ebd.: 23). Also werden auch alle demokratisierend-verändernden Eingriffe in Managementstrukturen durch „verweiblichende“ Konnotation - und nichts anderes heißt es, wenn nämlich Managementschwäche, Kraftlosigkeit, Zahmheit, Versager usw. attackiert werden - kompromittiert. Das harte männliche Fundament soll im großen und ganzen unangetastet bleiben.

5. 8. Männlichkeiten und Management

„Multiple Männlichkeiten“ (vgl. Collinson/Hearn 1994a) erweisen sich in zweifacher Weise als relevant für Machtausübung in Organisationen, denn sie formen zunächst ganz wesentlich die Managementpraktiken, um damit gleichzeitig wiederum die Entstehungsbedingungen verschiedener Männlichkeiten zu beeinflussen (vgl. Collinson/Hearn 1994b: 13). Collinson und Hearn identifizieren fünf Diskurse und Praktiken der Männlichkeit, die Organisationen durchdringen und dominieren. Diese männlichen Diskurse schaffen immer gleichzeitig Einheit und Differenz zwischen Männern (vgl. ebd.: 15):

Autoritarismus:

Er ist vor allem verknüpft mit „Senioritätspositionen“ und weist sich durch Intoleranz gegenüber Dissens oder Differenz, Abwehr von Dialog und Diskussion und Bevorzugung repressiver Machtbeziehungen aus, die auf diktatorischer Kontrolle und unhinterfragtem Gehorsam beruhen. In solche autokratischen Praktiken fügt sich brutale und aggressive Männlichkeit nahtlos ein. Verfolgt und als *schwach* geächtet werden all jene, die sich diesem Verständnis nicht beugen wollen/können oder über geringe institutionelle Macht verfügen

142 Im Gegensatz zur Einschreibung des verpflichtenden Bildes "einzelkämpferischer" Manager in westlichen Unternehmenskulturen sind asiatische Manager stärker "gemeinschaftsorientiert" eingestellt und erscheinen zudem "einheitlicher" ausgerichtet (vgl. Sampson 1996: 20). Daher ist im Westen auch ein massiver Wunsch nach Transfer japanischer Wertvorstellungen und Methoden entstanden (vgl. ebd.: 21). In den achtziger Jahren wurden die "kopflastigen" westlichen Unternehmen mit ihrer "wissenschaftlichen" Unternehmensführung, ihren ausgeklügelten Hierarchien, Entscheidungsebenen und Schnittstellen "von den reaktiveren Japanern entzaubert" (ebd.: 31). Die Forderung nach Teams und zwischenmenschlichen Beziehungen stellte die alte Führungsstruktur von Unternehmen in Frage. Boeing hatte lange Zeit den Humanfaktor unterschätzt (vgl. ebd.: 22) und ging erst relativ spät - das Reformmodell von General Electric nacheifernd - vom alten "paternalistischen Führungsstil" ab. Stattdessen wurde, wie ich es nennen würde, ein brüderlicher Führungsstil eingeleitet, in dem Mitarbeiter zu eigenständiger und selbsttätiger Wirkungsweise motiviert und ihre diesbezüglichen Leistungen durch "Gleichrangige" beurteilt werden sollten (ebd.). Ein ebensolches System wurde auch von Microsoft etabliert (ebd.: 26f.).

(Frauen, schwarze Männer usw.). Das autoritäre Managementregime verkörpert also einen in hohem Maße *männlichen* Stil des Managements (vgl. ebd.).

Paternalismus:

Männer versuchen auch, ihre Macht *positiv* zu präsentieren: Die Zusammenarbeit wird *moralisch* fundiert und als in beider Interesse gelegen dargestellt: Daher betonen sie

- den schützenden und fürsorglichen Charakter von Autorität,
- die Bedeutung persönlichen Vertrauens,
- die Notwendigkeit freiwilligen Engagements der Beschäftigten sowie ihrer Identifikation mit dem Unternehmen.

Auch Paternalismus erweist sich als ausgeprägt maskulinistischer Diskurs, weil er Kontrolle über das Bild der Familie und die Herrschaft des zwar autoritären, aber wohlmeinenden „Vaters“ herzustellen trachtet. Er stellte eine höfliche, „zivilisierte“, aber dennoch exklusive Variante männlicher Unternehmenskultur dar (vgl. ebd.).

„Entrepreneurialismus“:

Dieses Modell stellt einen höchst kompetitiven Ansatz dar und findet sich vor allem in neueren Managementstilen: *„Prioritizing performance levels, budget targets, ‘penetrating new markets and territories’ profits, production and costs, entrepreneurialism elevates economic efficiency and managerial control at the expense of all other criteria“* (ebd.). Innerhalb dieses Diskurses identifizieren sich Manager ausschließlich mit den Werten und der Welt der Männer, die ebenso kompetitiv sind wie sie selbst. Wer nicht in dieser Gangart und unter diesen Bedingungen (Arbeitszeit, geographische Mobilität, Verbindlichkeit von Terminen usw.) arbeiten möchte, gilt als *„nicht Manns genug“* (vgl. ebd.). Differenzen unter Männern lassen sich hier entlang der Trennlinie des Alters festmachen. Vor allem jüngere Männer unter 45 Jahren im Verkaufsbereich des Managements prägen dieses Diskursfeld. Sie gehen auf im Kampf um Produktivität und ständigen Erfolg. Ihre männliche Identität erweist sich daher als prekär, weil dauernd gefährdet (vgl. ebd.).

Informalismus:

Es ist empirisch erwiesen, daß Männer informelle Netzwerke gemeinsamer Interessen und gemeinsamer Werte bilden¹⁴³. Männer orientieren sich vor allem an den Männern ihrer In-group und grenzen sich dadurch von anderen Männern, aber vor allem von Frauen ab. Das informelle Medium zwischen Männern verschiedener hierarchischer Ebenen der betrieblichen Organisation bilden typischerweise Witze, Sport, Autos, Sex, Frauen, Alkohol („soziales Trinken“) usw. In den ärgsten Fällen entwickeln sich diese männlichen Machtdiskurse zu Sexismus gegenüber Frauen und sogar sexueller Belästigung von Frauen (vgl. ebd.). Dieses

143 Vgl. Cynthia Cockburn, *Brothers*, London 1983

informelle männliche Netzwerk ist selbstverständlich auch Betriebs- bzw. Organisationsgrenzen überschreitend.

Karrierismus:

Konkurrenz zwischen Männern in Organisationen kann unterschiedliche symbolische und ökonomische Formen annehmen. Im Falle von Mittelschichtmännern drückt sich Konkurrenz häufig in Karrierismus aus. Der Versuch, die prekäre maskuline Identität durch Aufwärtsmobilität zu bestätigen und vor allem zu sichern, verstärkt auch Mechanismen der Konkurrenz durch Eindrucksmanagement innerhalb der Organisation. Karrierismus kann zur primären Arbeitsmotivation und damit überaus exzessiv werden. Er deckt sich dann aber auch mit *konventioneller* Männlichkeit (vgl.ebd.: 15).

Die „multiplen Männlichkeiten“ führen innerhalb von Organisationen selbstverständlich zu Widersprüchen, Spannungen und Konflikten (vgl. ebd.: 16). Einerseits kooperieren Männer, gleichzeitig aber stehen sie auch zueinander in harter Konkurrenz. Collinson und Hearn meinen daher, daß die Einheit und Homogenität der maskulinen Organisation nicht überschätzt werden sollte (vgl. ebd.). Dennoch aber muß freilich immer auch die männerbündische Kohäsionskraft im analytischen Blickfeld bleiben.

5. 9. Männerbund Management

Management im Sinne höherer leitender Positionen einer Organisation erweist sich nicht nur als ausgeprägte Männerdomäne, sondern funktioniert überdies auch „männerbündisch“ (vgl. Rastetter 1994: 234 und 255). Die Verteilung von Frauen (jedenfalls unter 15 Prozent) weist alle Führungsebenen des Managements als *männlich dominiert* aus (vgl. ebd.: 234)¹⁴⁴.

Darüberhinaus stellt *männerbündisches* Handeln ein *konstitutives* Element der sinnstiftenden, unsicherheitsreduzierenden und herrschaftssichernden Instanzen des Managements dar: Es stellt als solches nämlich die wesentlich männliche Vergemeinschaftungsbasis des Managements dar (vgl. ebd.: 236). Das männerbündische Moment äußert sich vor allem darin, daß Männer männliche Nachfolger auf Führungspositionen präferieren (vgl. ebd.: 244) und sich von Frauen deutlich abzugrenzen trachten.

Männer suchen die Gesellschaft anderer Männer, weil die herrschende Ressourcen- und Machtaufteilung zugunsten der Männer entlang der Geschlechterlinie verläuft und sie sich demnach gegenseitig eigentlich alles - außer Vaterschaft und heterosexuellen Kontakten -

¹⁴⁴ Vgl. auch Monika Veith, Frauenkarriere im Management. Einstiegsbarrieren und Diskriminierungsmechanismen, Frankfurt/M. 1988: 91ff.).

bieten können (vgl. ebd.: 243)¹⁴⁵. Männer werden also deshalb bevorzugt, weil sie die machtvolleren Positionen innehaben¹⁴⁶. „Die *‘homosoziale Reproduktion der Führung’*¹⁴⁷ innerhalb der *‘männlichen Klonanstalten’* verweist auf die Schaffung neuer Führungskräfte nach dem Bild der alten, eine Art Wiedergeburt ohne Frau, wie in kultischen Fruchtbarkeitsritualen archaischer Männerbünde, bei denen symbolische Gebärhandlungen vollzogen werden“ (Rastetter 1994: 244). Aufnahme von Frauen würde faktisch bedeuten, doch wieder vom weiblichen Geschlecht bei der Hervorbringung von neuem abhängig zu werden (vgl. ebd.).

Es zeigte sich überdies auch, daß die männliche Seite von Organisationen oder Männerdomänen stärkeres Differenzbedürfnis zwischen den Geschlechtern, also ausgeprägteres Bedürfnis nach Abgrenzung von Frauen haben als ihre Gegenseite¹⁴⁸. Letztlich bewahrt sich daher auch wirtschaftliches Management als „*System eingeschworener Bruderschaften mit eigener Tradition, Riten, Regeln, Symbolen*“¹⁴⁹.

Die *Aufnahme- und Ausleseverfahren* heutiger Organisationen können - schon wegen ihrer offensichtlich frauenausschließenden Tendenz - durchaus mit archaischen Initiationsriten verglichen werden:

„Die *Prähistorie der Testmethodik kann in den Initiationsriten (Jünglingsweißen) der Primitivgesellschaften erblickt werden, in denen sich fast immer Proben finden, an Hand derer die Eignung eines jugendlichen Stammesgenossen für die mit dem Erwachsenen-Status verbundenen Rechte und Pflichten beurteilt wird. Das Hauptgewicht liegt dabei auf Charaktereigenschaften, wie etwa Mut und Selbstbeherrschung (z.B. Ertragen von Schmerzen), sowie auf der verstandesmäßigen Begabung (z.B. Rätselraten, das auch in Mythos und Sage vorkommt: Ödipus und die Sphinx, Turandot usw.)*“¹⁵⁰.

Auch die betriebliche Personalauswahl entspricht rituellen Vorgängen, die letztlich positive, da sicherheitsvermittelnde Funktionen für Organisationen und BewerberInnen haben. „*Bezogen auf die extreme Schwierigkeit, ein gültiges und zuverlässiges Erfolgskriterium zu*

145 Vgl. Jean Lipman-Blumen, *Toward a Homosocial Theory of Sex Roles: An Explanation of the Sex Segregation of Social Institutions*, in: M. Blaxall, B. Reagan (Hrsg.), *Women and the Workplace*, Chicago, London 1976: 15 - 31, zit.n. Rastetter 1994: 243. Als Prototyp aktueller homosozialer Bünde diskutiert Lipman-Blumen die Mafia, in der Frauen höchstens Medium und ein Teil der Ressourcen der Mafia-Mitglieder sind. Andere Männerbünde würden der Mafia in ihrer Exklusivität, Territorialität, Ressourcenakkumulation und in ihren Herrschaftsansprüchen folgen (zit.n. Rastetter 1994: 244).

146 Rosabeth Moss Kantner, *Men and Women of the Corporation*, New York 1977

147 J. Josefowitz, *Sexual Relationships at Work: Attraction, Transference, Coercion or Strategy*, in: *Personnel Administrator*, 3, 1982: 91 - 96, zit.n. Rastetter 1994: 244.

148 Vgl. z.B. die Untersuchungen von Henry Tyrell, *Geschlechtliche Differenzierung und Geschlechterklassifikation*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 38, 1986: 450 - 489 sowie von Cynthia Cockburn, *Die Herrschaftsmaschine: Geschlechterverhältnisse und technisches Know-How*, Berlin, Hamburg 1988.

149 D. Brodde, *Staatlich verordnete Frauenförderung - trojanisches Pferd in deutschen Betrieben?* in: *Zeitschrift für Organisationsentwicklung*, 1, 1990: 46.

150 Peter Hofstätter, *Gruppendynamik*, Reinbek bei Hamburg 1957, zit.n. Rastetter 1994: 247.

*finden, müssen ohnehin die meisten Auswahlprozeduren als expressive Riten betrachtet werden“*¹⁵¹.

Latent und manifest (homo- und hetero-)sexuelle Handlungen in Männerbünden oder männlich dominierten Organisationen sind selbst heute noch durchaus feststellbar (vgl. Rastetter 1994: 248). Die in der Literatur aufscheinenden Beispiele aus studentischen Bünden, von Sportmannschaften oder auch Arbeitsorganisationen weisen auf rituelle Formen (Bräuche, Lieder, Witze usw.) hin, mit denen Nähe unter Männern geregelt wird und die sie zudem vor Triebdurchbrüchen homosexueller Art bewahren sollen (vgl. ebd.). Abwertung homosexueller Orientierung, Ausschluß von Homosexuellen und Bestärken heterosexueller Normen durch Gespräche, Witze, Festivitäten, demonstratives Anmachen und Aufreißen von Frauen, Präsentieren der Ehefrau usw. sind entsprechende Maßnahmen: *„Frauen sind in Männerbünden symbolische Vermittlerinnen männlicher Heterosexualität - entweder als periphere Figuren der Männergruppen (Bedienungen, Empfangsdamen, Prostituierte etc.) oder als Erzählfiguren in Geschichten und Witzen“* (ebd.: 249). Homosexuelle und Frauen werden als „die anderen“ konstruiert, die als Gegenbilder bzw. Komplementärfiguren „hegemoniale Männlichkeit“ des Männerbunds widerzuspiegeln vermögen (vgl. ebd.).

Um keine allzu große Nähe entstehen zu lassen, zeichnen sich Männerbünde durch ausgeprägte *Homophobie* aus. Homophobes Klima diszipliniert Männer, keine zu engen Beziehungen in der Männergesellschaft auszubilden, die individuelle Leistungserbringung oder Konkurrenz stören könnten. *„So können sich Männer über die Sache verbünden, auf diese Weise Macht konzentrieren und unerwünschte Gruppen und Individuen ausschließen, ohne persönliche Intimität untereinander zu entwickeln, die ihre Stärke wieder in Schwäche verwandeln könnte“* (ebd.: 250). Homosexuellen Machträgern wird gerne unterstellt, Geheimnisse weiterzugeben, illoyal zu sein und gegen die Ordnung der Organisation zu verstoßen. Trotz - oder wegen - gegenläufiger Tendenzen in Richtung „weicher Faktoren“ im Management gilt, daß Gefühle, besonders jene der Schwäche und Verletzlichkeit, nicht gezeigt werden dürfen, weil dadurch persönliche Angriffspunkte bekannt würden¹⁵². Distanzierung voneinander, aber auch homophobe Einstellungen sind daher zwecks Erhaltung der Leistungs- und Funktionsfähigkeit elementare Bestandteile von Männerbünden.

Das männliche Abgrenzungsbedürfnis gegenüber Frauen bezweckt Sinnstiftung: Im Männerbund bietet sich die Chance, ohne Frauen tätig zu werden und bestimmte Ziele zu erreichen. Herrschaftssicherung durch Ressourcenakkumulation und -wahrung bewirkt, daß Wissen, Macht und Geld nicht mit Frauen geteilt werden müssen. Durch Abgrenzung gegenüber Frauen wird auch Unsicherheit reduziert, weil *„Berührungszonen der*

151 O. Neuberger, A. Kompa, Wir, die Firma. Der Kult um die Unternehmenskultur, Weinheim, Basel 1987: 166.

152 Vgl. L. Böhnisch, R. Winter, Männliche Sozialisation, Weinheim 1993: 142, zit.n. Rastetter 1994: 250.

Geschlechter gesellschaftlich reglementiert und kanalisiert“ (ebd.: 251) werden. Und Frauen sollen weiterhin ausgeschlossen bleiben, weil man um die mann-männlichen Beziehungen fürchtet (vgl. ebd.: 254).

Führung im Männerbund Management ist jedenfalls „männlich“. Denn je höher ein Mann in der Hierarchie steigt, desto wahrscheinlicher wird er nur noch Männer neben und über sich haben (vgl. ebd.: 255). Gleichzeitig ist hier aber auch das Aufgabenfeld *weniger verschriftlicht und weniger durchgeregelt*.

- Soziale Kontakte und informelles Zusammentreffen spielen daher eine besondere Rolle, weshalb gerade in gemischtgesellschaftlichen Arbeitszusammenhängen Unsicherheiten in Bezug auf (sexuelle) Grenzen oder Geschlechterkonflikte hindernd und kontaktvermeidend wirken können (vgl. ebd.: 258ff.).
- Zuverlässigkeit und Vertrauen sind wichtige Auswahlkriterien. Je enger der Kreis, desto leichter fällt daher die Ausübung von Kontrolle.
- Übereinstimmung in Wertvorstellungen, Kommunikationsstilen und Verhaltensmustern erleichtert Zusammenarbeit, schafft Vertrauen und mindert Angst vor Unvorhersehbarkeiten (vgl. ebd.: 256). Hierbei spielt Geschlecht eine Rolle, aber auch andere Aspekte können Bedeutung haben (z.B. Schichtzugehörigkeit, College, Armeeeinheit, Sportarten usw.) (vgl. ebd.: 258).

Das „Kooptieren“ der *dazupassenden* Männer im Management läuft folgendermaßen ab: Zwischen älteren Mentoren und jüngeren Nachfolgern besteht eine Art Vater-Sohn-Beziehung. Der ältere Mentor beschützt und fordert zugleich. Er führt den Nachkommenden in die „Erwachsenenwelt“ ein. Karriere bedeutet daher den Übergang zum Mann, der von der Vaterfigur, auf die homoerotische Wünsche gelenkt werden, unterstützt wird. Für Karriere hat Privatleben erhebliche Bedeutung: Vom Aspiranten wird für die Zukunft ein geordnetes Eheleben erwartet. Trotz der stark homoerotisch geprägten Beziehungen zwischen Mentor und Schützling herrscht durch Einbeziehung des Privatlebens und durch Sexualisierung der Sprache eine klar heterosexuelle Norm und Kultur vor, die immer wieder von neuem bestärkt wird. Durch Wahl ähnlicher Nachfolger („Managersöhne“) erhalten die Mentoren ihre „Unsterblichkeit“¹⁵³. Das vorherrschende Managerbild ist deutlich „maskulinistisch“: Die den Männern zugeschriebenen Eigenschaften sind diejenigen, die auch „guten“ Managern attestiert werden (vgl. ebd.: 257f.).

Zur männlichen Vergemeinschaftungsform des Managements gehört aber auch, daß Frauen von informellen oder internen Treffen und Gruppenbildungen ausgeschlossen bleiben. Die in der Arbeitsorganisation ohnehin schon enthaltene Tendenz zur Geheimhaltung von Wissen, Ritualen und Gesprächsinhalten wird dadurch aber noch weiter verstärkt (vgl. ebd.: 260).

¹⁵³ Vgl. M. Roper, *Fathers and Lovers: Images of the "Older Man" in British Managers' Career Narratives*, in: *Life Stories/Recits de vie*, 4, 1988: 57, zit.n. Rastetter 1994: 257.

Neben einseitigem physischem Ausschluß der Frauen oder „Selbstausschluß von Frauen“ (vgl. Veith 1988) kann Ausschluß auch über Bestärkung von Geschlechterpolaritäten erfolgen. Männerdomänen betreiben Distanzierung auch durch sexuelles Belästigungsverhalten, das mögliche Angleichung, Verständigung und Nähe zwischen den Geschlechtern verhindert (vgl. ebd.: 262).

6. Streifzüge durch Freizeit- und Jugendkultur:

Unterbau für den kollektiven Prägungsprozeß maskuliner Identität

An bisher exemplarisch ausgeführten Feldern wurde offensichtlich, wie notwendigerweise Metaphern der Männlichkeit Institutionalisierungen von Männlichkeit vorausgehen bzw. letztlich dann - unschwer erkennbar - in sie hineinverwoben sind. Institutionen scheinen ohne entsprechende Ideologisierung nicht tragfähig. Sie schaffen die Grundlage der Legitimität von institutionalisierter/instituiertes Männlichkeit, weil vor allem sie es sind, die die sozial erfahrbare Welt der Männlichkeit "als natürlich gegeben, evident und unabwendbar" erscheinen lassen (vgl. Pierre Bourdieu, Die männliche Herrschaft, in: Irene Dölling, Beate Kraus (Hrsg.), Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis, Frankfurt/M. 1997: 159). Gesellschaftlich aufgezwungene Identitäten werden als "natürlich" fundiert suggeriert (vgl. ebd.: 163). Gleichzeitig ist es aber erst die Fixierung von Männlichkeitsmustern durch den Modus der Institutionalisierung, die "Vererbung des kulturellen Kapitals" Männlichkeit sicherstellt (vgl. ebd.: 159).

Bourdieu zeigt zudem in aller Klarheit, daß "die Logik des ganzen sozialen Prozesses, in dem der Fetischismus der Männlichkeit entsteht" sich in aller Deutlichkeit an "Institutionsriten" enthüllt. Bourdieu dekonstruiert das für Analyse und Erklärung männlicher Herrschaftsmuster / männerbündischer Vergemeinschaftungen dominant gewordene Konzept der "Übergangsriten" und vermutet dessen Erfolg im Faktum, daß es "eine in ein Konzept mit wissenschaftlichem Anstrich verwandelte Vorstellung des gesunden Menschenverstandes ist" (ebd.: 174). Bourdieu ersetzt es daher durch den Begriff der Institutionsriten. "Diese sollen ja nicht, (...), eine sakralisierende Trennung vornehmen und auf Dauer stellen zwischen denen, die sie *bereits* hinter sich haben, und denen, die ihnen *noch nicht* unterzogen wurden - wie es der Begriff der von einem Vorher zu einem Nachher führenden Übergangsriten nahelegt -, sondern zwischen denen, die sie zu durchlaufen sozial für würdig befunden werden, und denen, die von ihnen auf immer ausgeschlossen sind: den Frauen" (ebd.).

Herrschaftsverhältnisse werden von Bourdieu auch im Kontext ihrer "Somatisierung" erörtert: Was in der sozialen Welt objektiviert erscheint, ist nämlich immer auch im *Habitus* eingeschlossen und wirkt so als "Prinzip des Sehens und Einteilens", als "System von

Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungskategorien" (ebd.: 159). Die Sozialordnung funktioniert aus der theoretischen Sicht Bourdieus also wie "eine immense symbolische Maschine" (ebd.). Das Besondere symbolischer Herrschaft besteht eben gerade darin, daß sie ihre Wirkung "nicht in der reinen Logik des erkennenden Bewußtseins, sondern im Dunkel der praktischen Schemata des Habitus entfaltet, wo, dem Zugriff der Selbstreflexion und der Willenskontrolle oftmals entzogen, die Herrschaftsbeziehung verankert ist" (ebd.: 165f.). Die zwischen den Geschlechtern instituierten sozialen Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnisse finden sich also in den Köpfen *und* in den Körpern (vgl. ebd.: 160f. und 173). Von besonderer Bedeutung sind daher die sozialen Bedingungen der Produktion des Habitus: Sie bilden nämlich die "verborgene Voraussetzung für die reale Wirksamkeit dieses scheinbar magischen Vorgangs" (ebd.: 166). Der Habitus bei Bourdieu stellt also m.E. eigentlich eine - selbstverständlich diffus bleibende - Schnittstelle zwischen Ideologisierung und Institutionalisierung dar, denn er "erzeugt gesellschaftlich vergeschlechtlichte Konstruktionen der Welt und des Körpers" dar (vgl. ebd.: 167). "Die soziale Welt behandelt den Körper wie eine Gedächtnisstütze" (ebd.).

Auch bei den nun folgenden empirischen Beispielen können Männlichkeitsbilder und Institutionalisierungsansätze oftmals nicht wirklich sauber unterschieden werden. Dieses Problem mangelnder Trennschärfe ist jedoch nicht bloß einer unzureichenden Analyse anzukreiden, sondern macht vielmehr deutlich, daß jeder Institutionalisierungsprozeß letztlich einen besonderen, allmählich vor sich gehenden Sedimentierungs- und Verhärtungsvorgang darstellt: Zunächst vergängliche Bilder, Ideale, Mythen usw. verdichten sich über die Zeit zu dauerhaften gesellschaftlichen und politischen Phänomenen, den Institutionen. Der Hinweis auf das Faktum der Institutionalisierung bedeutet freilich nicht, daß damit der Vorgang ein für allemal abgeschlossen wäre. Auch Institutionen unterliegen noch beträchtlichem historischen, sozialen und kulturellen Wandel.

Mir scheint gerade die Sphäre von Jugend- und Freizeitkulturen ein geeignetes Exempel von "Formierungsarbeit" zu sein, wie nämlich "soziale Welt den Körper als vergeschlechtlichte Wirklichkeit (konstruiert)" und wie der Körper als "Speicher von vergeschlechtlichenden Wahrnehmungs- und Bewertungskategorien" fungiert (vgl. Bourdieu 1997: 167). Nirgendwo sonst lassen sich m.E. diese Zusammenhänge so gut aufweisen wie an diesem Beispiel der Alltagswelt.

Auf der Suche nach maskuliner Aufrüstung

Traditionelle Männlichkeitsbestimmungen hatten sich aus *Eroberungsverhalten* gespeist: Eroberung von Kontinenten und Territorien, Eroberung von Märkten und Käuferschichten,

Eroberung von Frauen. Traditionelles Männlichkeitsverständnis speiste sich aber auch aus einem Selbstgefühl männlicher *Stärke* und männlicher Sehnsucht nach dem *Überlisten von Naturgewalten*. Dieser Aspekt lebte auch in der allem technischen Fortschritt zugrundeliegenden Logik fort: Auch hier versteht sich Männlichkeit in Bewährungsprobe gegen die Gewalten, vor allem aber auch gegen die Gesetze der Natur (z.B. Männer beim Hochhaus-, Kraftwerks- und Brückenbau, Männer bei der Eroberung des Weltraums, Männer auf Erdölbohrinseln). Der männliche Tarzan der Moderne muß sich zudem auch im "Dschungel der Markt- und jetzt der Weltwirtschaft" bzw. gegen den "Dschungel der Konzerne" durchsetzen. Traditionelle Männlichkeitsbestimmungen waren zumeist recht deutlich an - eigentlich ökonomische - *Unabhängigkeitsvorstellungen* geknüpft: Verfügung über eigene Arbeit und das Produkt eigener Arbeit, also Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Arbeit waren zentrale Themen dieses politischen Diskurses, der zudem in einer öffentlichen Arena ablief, die geschlechtlich und ethnisch überaus homogen strukturiert war.

In dieser "homosozialen Welt" konnten vorzüglich Männer ihre Männlichkeit erproben und beweisen: In der Welt von Wirtschaft und Politik konnten sie sich durchaus noch *als Männer* spüren (vgl. Kimmel/Kaufman 1994: 261). Und wenn sie dort nicht zurecht kamen, konnten sie immer noch über diese Welt hinausgehen und sich jenseits der Grenzen der Zivilisation gegen die Natur und ihre Gewalten behaupten.

Die subtile Pflege der Illusion ökonomischer Selbständigkeit und ihre Ineinssetzung mit männlichen Autonomiesehnüchten sowie die beständig schützende und bewahrende Realität des öffentlichen/politischen Patriarchats schufen in einer bestimmten historischen Periode durchaus günstige gesellschaftliche Laborbedingungen für kontrollierte Entwicklung des Artefakts moderner Männlichkeit.

Diese Welt des männlichen Individualismus und der männlichen Tugenden existiert allerdings nicht mehr. Mechanisierung, Verrechtlichung und Bürokratisierung haben die Arbeitswelt in weiten Bereichen entscheidend transformiert und ihr auch das spannende Flair des Heroischen genommen. Immer weniger Männer können sich über ihre Arbeit *als Männer* verwirklichen. Zudem erodiert die Realität ökonomischer Unabhängigkeit und Selbständigkeit immer mehr (zunehmende Krisen und Niedergang von Unternehmen, Konkurse, Arbeitslosigkeit usw.). Und die schützenden Grenzen und Ausgrenzungen sind obsolet geworden: Weder die westlich-industrielle, noch die "weiße" und schon gar nicht die männliche Hegemonie sind länger unangefochten. Selbst privilegierte Klassenzugehörigkeit schützt nicht länger vor persönlichen ökonomischen und sozialen Krisen. Demonstration von Männlichkeit ist in ihren klassischen Sphären an Grenzen der Realisierungsmöglichkeiten, des Widerstandes oder zumindest der Akzeptanz gestoßen.

Aus der bisherigen Darstellung wurde wohl deutlich, daß die Felder und Zentren der Formierung maskuliner Identität sich seit der politischen *Erfindung* von Männlichkeit signifikant verschoben haben: War es zunächst Krieg und Militär, die als *Schulen der Männlichkeit* fungierten, so waren es mit der Zentralisierung aller Gewalt nun vor allem auch Staat und Politik, die eine *öffentliche Arena* für maskuline Formierungsprozesse abgaben. In den gesteigerten Sonderformen von Nationalismus, Imperialismus und Faschismus trat dies, wie an der historischen Entwicklung unschwer ablesbar ist, noch übersteigeter hervor. Mit dem politischen Ideal des "neuen faschistischen Mannes" hatte moderne Männlichkeit ohnehin einen besonderen Höhepunkt erreicht (vgl. Mosse 1996: 155). Schließlich war es aber auch die Welt der Wirtschaft, die - zunächst vor allem in den USA - neue Dimensionen der Entfaltung differenzierter realer und symbolischer Männlichkeiten forcierte. Der Mikrokosmos des Managements spiegelt diesen - für die USA in den 20er bis 40er Jahre relevanten - Unterbau maskuliner Formierung. Nicht zu vergessen das mittlerweile als historische "Episode" zu klassifizierende Männlichkeitsexperiment des Staatssozialismus, das geradezu auf Heroisierungen von Männlichkeit beruhte und patriarchale Kontinuität gewährleistete (vgl. Kreisky 1996). Zur Zeit leben wir in mehrfacher Hinsicht in einer Periode des politischen und ökonomischen, aber auch geschlechterpolitischen Paradigmenwandels. Auf dieser Folie ist m.E. auch die neuere Verschiebung im Formierungsfeld von Männlichkeit zu sehen: Maskulinität ist zur Ware bzw. wird sie mit anderen Waren auch nur bloß mitgeliefert geworden. Dies läßt sich an folgenden Beispielen aus der Welt der Jugend- und Freizeitkultur anreißen:

M.E. erweisen sich die neuen Jugend- und Freizeitkulturen sich als aktuelle Spielwiesen *idealer* und *toller* Männlichkeiten, weil eben andere Bewährungsfelder *heroischer* Männlichkeit - zumindest in unseren Breiten - nicht mehr zeitgemäß erscheinen mögen (Krieg, Schlacht, Kampf u.a.m.), im Alltag an quantitativer Bedeutung verloren haben (Härte körperlicher Arbeit u.a.m.) bzw. die banal gewordenen Felder der Bewährung (Bürowelt u.a.m.) männlich-symbolisch überhöht und demnach nur noch als *leere* Hülsen der Männlichkeit dastehen¹⁵⁴. Die leere Batterie der Männlichkeit wird - von ökonomisch privilegierten Männern wohlgemerkt - dann bei der "Suche nach dem Kick" (House running: senkrecht, also mit dem Gesicht nach unten, eine Häuserwand hinunterrennen, Bungee jumping: an einem Gummiseil von Brücken oder Staudämmen in den Abgrund stürzen, an einem Seil aus dem Heißluftballon in 2000 Metern Höhe springen, nach freiem Fall von 250 Metern sich wieder zurückkatapultieren lassen, sich ausklinken und mit 180 Stundenkilometern auf die Erde zurasen, um in 800 Metern Höhe die Reißleine des Fallschirms zu ziehen, Extremklettern u.a.m.) wieder aufzuladen versucht. An solchen Wochenenden des Abenteuers mit kalkuliertem Risiko "sollen Wirtschaftsbosse innere

¹⁵⁴ Nunmehr soll weißer Mittelschichtmännlichkeit aber nicht einmal die Sicherheit dieser "Särge der Männlichkeit" bleiben. Die Krise des Arbeitsmarktes erschüttert diese ohnehin schon verunsicherte Männlichkeit noch weiter. Soziale Deklassierung ist wieder alltäglich geworden.

Grenzen überwinden und Verkaufskanonen für ihre Überredungskünste von der Firma belohnt werden" (Bernd Loppow, Die Suche nach dem Kick. Warum manche Leute senkrecht eine Häuserwand hinunterrennen oder sich an einem Gummiseil in den Abgrund stürzen - eine Selbsterfahrung, in: Die Zeit, Nr. 37, 8. 9. 1995, S. 65). In Erinnerung an die Sprünge heißt es dann: "Erst war da die Angst, dann Faszination, danach Selbstbewußtsein" (zit.n. ebd.).

Es sind prosperierende, überaus gut verdienende Dienstleistungsfirmen ("Action Sports"), die neue Märkte erobern, indem sie Durchschnittsbürgern neue Erlebnisdimensionen und Grenzerfahrungen verkaufen. Warum (vorwiegend) Männer in einen solchen adrenalinfördernden Kaufrausch verfallen, wird von Psychologen folgendermaßen erläutert: "Weil der moderne Mensch westlicher Industriegesellschaften im Alltagstrott kaum noch an seine Grenzen stoße, suche er geradezu nach Extremsituationen - auch weil durch Trinken oder Drogenkonsum verursachte Rausche immer mehr verpönt seien. Ekstatische Rituale der Naturvölker oder die religiöse Ekstase des Mittelalters würden heute ersetzt durch S-Bahn-Surfen, Gleitschirmfliegen, Extrembergsteigen oder eben durch (...) einfache, schnelle und vergleichsweise billige Nervenkitzel des Fast-food-Zeitalters" (ebd.).

Vor allem in den USA und in Kanada sammeln sich (weiße Mittelschicht-)Männer in ihrer Suche nach Männlichkeit in der "neuen Männerbewegung". Inspiriert durch Robert Bly (Iron John, 1991 35 Wochen lang an der Spitze der Bestseller-Listen) bieten Dutzende von Therapeuten und "mythisch-poetischen" Reisenden Workshops, Seminare und Zufluchtsorte an: Die hier angebotenen "Geschlechterreisen" bzw. Versuche der "Heilung der Vaterwunden" sollen dazu verhelfen, den, wie es in dieser Sprache lautet, "inneren König", "inneren Krieger", mithin "wilden Mann" zurückzugewinnen. Unzählige Männer folgten bislang diesem Ruf nach dem "wilden Mann", ließen sich auf diese angeblich archaische Art "neuer" Männlichkeit ein und wurden zu "Wochenendkriegern" (vgl. Michael S. Kimmel, Michael Kaufman, Weekend Warriors. The New Men's Movement, in: Harry Brod, Michael Kaufman (Hrsg.), Theorizing Masculinities, Thousand Oaks, London New Delhi 1994: 259f.). Hier entwickelt sich also das politische Projekt der Nachjustierung von Männlichkeit zu einem genau kalkulierten und abgezielten Wochenendprojekt auf dem Dienstleistungsmarkt: Die Erfahrung "wilder Männlichkeit" wird nicht länger über Staatsbürgerpflicht aufgezwungen (wie ehemals z.B. der Militärdienst), sie wird auch nicht als - durchaus willkommenes - Nebenprodukt mit Erwerbsarbeit gleichsam mitgeliefert, sie kann nunmehr vielmehr - frei von allen anderen unliebsamen Bindungen und Verpflichtungen - als Erlebnis einfach *gekauft* werden, sie ist ein Konsumgut, das auf dem Markt gehandelt wird, wie andere Güter auch.

Ebensolches gilt für seit einigen Jahren auf dem Dienstleistungsmarkt angebotene Scheinkämpfe (*Survival-Games, Paintball-Kämpfe, Video- und PC- Games* usw.) Auch hier wird in der *Simulation* ein angeblich "lustvoller" Aspekt des Kriegführens, der "Nervenkitzel", dadurch bewahrt, indem er vom "Gesamterlebnis" Krieg abgespalten und als besonderes Segment - gewissermaßen "befreit" von allem Risiko und etwaigen damit verbundenen Unannehmlichkeiten - auf dem kommerziellen Erlebnismarkt feilgeboten wird. Damit harmonisieren freilich auch alle politischen Formierungsbedürfnisse, auch maskuline.

Sog. "Überlebensspiele" (*National Survival Game*) transformierten in den USA seit 1981 die politische und kulturelle Krise der Niederlage im Vietnamkrieg in ein Spiel, das Elemente des Krieges mit solchen des Spiels verband. Die eigentliche Intention der Begründer des National Survival Games war die archaische Vision des einsamen Waldjägers, der in den Wäldern überleben kann und nur im absoluten Notfall Widersacher niederstreckt. Das Spiel sollte eigentlich ein bloßer Test für Geschick, Schläue und Stärke sein. "There will be no machine guns on Game fields. No tanks. No helicopters. And the Game will always be played in the spirit in which it was conceived. In a spirit of fun and play. There will be no Viet Cong villages, no mock mutilations. No bogus wars" (so das offizielle Manual, zit.n. Gibson 1994: 126f.).

Allerdings verschoben sich schon sehr bald, nämlich Mitte der 80er Jahre mit den neuen Kriegsfilmern, die Akzente drastisch vom Spiel in Richtung Krieg (insbesondere beim Paintball). Das Spiel nahm immer stärker eine paramilitärische Richtung an, nunmehr wurde nämlich tatsächlich Krieg "gespielt". Paintball bot Männern die schein-reale Möglichkeit, nicht nur Kriegs- und Kampffilme zu *betrachten*, sondern an einer *imaginierten* Kampfsituation *aktiv* teilzuhaben. In Relation zur Alltagsroutine der Arbeit und Familienverantwortlichkeiten, erschien das Leben der Paintball-Krieger aufregend und glanzvoll. Paintball vermittelte also auch dem Durchschnittsmann die Männlichkeitsillusion von Kampfstärke.

Diese massenhafte Faszination von Männern für maskulin-kriegerische Spiele förderte zudem auch einen neuen Typ von Unternehmertum, der sich interessanterweise vornehmlich aus Vietnamkriegsveteranen und Polizisten rekrutierte: So entstanden denn an zahlreichen Orten in den USA nicht zufällig vor allem Vietnam- und Nicaragua-Spielhallen. Mit der weiteren Verbreitung paramilitärischer Ideale dienten auch Südafrika, Rhodesien und die Sowjetunion als bildliche Szenerie für Kämpfe. Die Bekleidungsindustrie folgte dieser Entwicklung mit dem notwendigen militarisierten Outfit einschließlich Gesichtsmasken (mit archaischen Motiven von Wölfen oder "wildem Männern"). Die ausgegebene Losung der Verkaufsstrategen der Bekleidungsindustrie lautete: "You dress bad to be bad" (zit.n. Gibson

1994: 129). Kampfspiele erlauben also, Sehnsüchte und ambivalente Gefühle auszudrücken, was innerhalb der konventionellen Grenzen der Gesellschaft oft nicht/nicht mehr möglich ist.

Bemerkenswert ist freilich auch, daß sich aus dieser Sphäre einer maskulin-kriegerischen Disney-World praktisch auch viele Anschlußstellen bzw. Einfallsschneisen für rechtsextreme Mobilisierung und Militarisierung männlicher Jugendlicher ergeben haben.

Als männliche Identitätsstützen eigener Art erweisen sich freilich auch die scheinbar "zivileren" Verkehrsformen von Auto und Motorrad.

In der Cultural Theory nimmt (männliche) Jugendkultur seit einiger Zeit erheblichen Raum ein. So hat * Willis schon Ende der sechziger Jahre eine Feldstudie in einem englischen Motorradclub durchgeführt. "Man trug sich im typischen Stil des 'Motorrad-Jungs' bzw. 'Rocker' oder 'greaser'. Lederjacken mit Nieten und schmierige Jeans waren die Norm, an den Füßen schwere Motorrad- oder Armeestiefel. Das Haar war normalerweise lang und fettig, nach hinten gekämmt, mit einer kleinen Tolle in der Stirn" (Willis 1981: 29). Dieser Stil repräsentierte eine Grundform von Arbeiterkultur und schrieb daher "zentrale dauernde Themen und Werte der Arbeiterklasse" fort (ebd.).